AUTHOR: VOGEL, JULIUS

TITLE: GOETHES LEIPZIGER STUDENTENJAHRE;

PLACE: LEIPZIG

DATE: 1922

Master Negative #
91-80390-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GC
V8632

Vogel, Julius, 1862-
Goethes Leipziger studentenjahre; bilder und erläuterungen zu dichtung und wahrheit, gesammelt von Julius Vogel. 4. neubearb., aufl. Leipzig, Klinkhardt, 1922.
141 p. illus., plates, ports., facsims., music, plan. 24½ cm.

Bibliography: p. 137-138.
Pub. also as pt. 1 of Goethe als student.

60597

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35M REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12/27/91 INITIALS RD
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

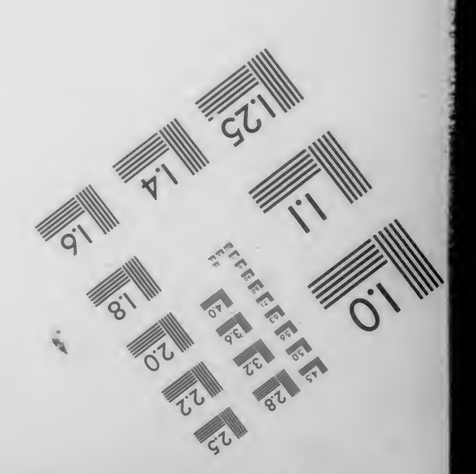


Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches




Julius Vogel
Goethes
Leipziger Studentenjahre
Vierte Auflage

Julius Vogel:

Goethes Leipziger Studentenjahre





Käthchen Schönkopf
Nach einem Miniaturbildnis

Goethes Leipziger Studentenjahre

Bilder und Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit

Gesammelt von

Julius Vogel

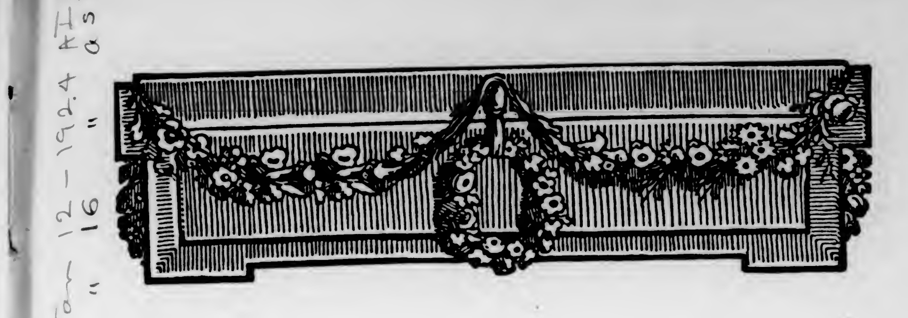
Vierte neubearbeitete Auflage



Verlag von Klinkhardt & Biermann / Leipzig
1922

Von diesem Buche erscheint gleichzeitig eine Vorzugsausgabe in 45 numerierten Exemplaren auf starkem, holzfreien Kunstdruckpapier. Diesen sind von den Originalplatten in der Zweigstätte Leipzig der Kupferdruckerei O. Felsing, Charlottenburg (Leiter Martin Keymer) gedruckte Abzüge der beiden Goetheschen Radierungen beigegeben

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig



Vorwort zur vierten Auflage

Dieses Buch, dessen erste Auflage 1899 als Festgabe zu Goethes hundertundfünfzigjährigem Geburtstage erschienen ist, war längere Zeit vergriffen. Zahlreiche Nachfragen und der Wunsch der Verlagsbuchhandlung haben diese neue Auflage veranlaßt. Vor ihrer Bearbeitung habe ich mich ernstlich gefragt, ob ich nicht an ihre Stelle eine ganz neue, in sich zusammenhängende und kulturgeschichtlich geschlossene Darstellung, die sich wie ein Hintergrund um die Person des Dichters ausnehmen würde, treten lassen solle, so wie ich es in zwei andern Fällen, bei Rom und bei Venedig, zu tun versucht habe. Aber nicht zum wenigsten mit auf den Rat einsichtiger Freunde habe ich dem Buche, das in seiner bisherigen Gestalt zahlreiche Freunde sich erworben hat, seinen alten Charakter gelassen und schließlich glaube ich damit recht getan zu haben. Das Buch ist, wie sein Untertitel sagt, von Haus aus als Kommentar gedacht, als eine Ergänzung zu Dichtung und Wahrheit, die im Bilde die unübertreffliche Schilderung der Selbstbiographie des Dichters beleben und hierzu im Worte manches weiter ausführen will, was dort nur angedeutet ist oder was ganz fehlt, was aber für das Verständnis von mancherlei Einzelheiten um des Dichters willen für uns Nachgeborene von Wichtigkeit ist.

Dieser Charakter soll dem Buche auch fernerhin erhalten bleiben.

Was die Abbildungen anlangt, bei deren Auswahl die schärfste Kritik gewaltet hat und die beinahe sämtlich auf die Originalquellen zurückgehen, so sind sie abermals vermehrt worden (aus der Sammlung des hiesigen stadtgeschichtlichen Museums, dem ich ebenso wie für die Überlassung der Originalkupferplatten von Goethes beiden Radierungen, die in Neudrucken in der Luxusausgabe dieses Buches Aufnahme finden konnten, herzlich danke), einige, die zu entbehren waren oder die sich nicht als zuverlässig erwiesen haben, weggelassen worden. Die Ausführungen im Text sind ebenfalls beträchtlich vermehrt, teilweise ganz neu bearbeitet worden. So hoffe ich, daß diese neue Bearbeitung dem Buch neue Freunde erwerben wird, auch in der Schule, für die ich mir in gewissen Klassen unter der Leitung sachverständiger Lehrer nichts Schöneres und Belehrenderes denken kann als die Lektüre der hier behandelten Bücher von Dichtung und Wahrheit.

Leipzig, im Januar 1922.

Julius Vogel.

Inhaltsübersicht

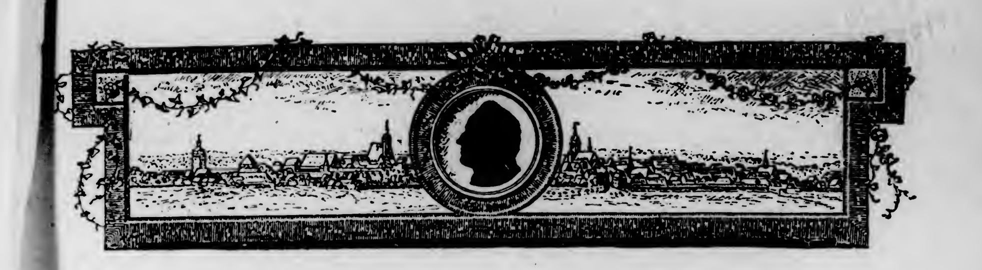
Dieser Charakter soll dem Buche auch fernerhin erhalten bleiben.

Was die Abbildungen anlangt, bei deren Auswahl die schärfste Kritik gewaltet hat und die beinahe sämtlich auf die Originalquellen zurückgehen, so sind sie abermals vermehrt worden (aus der Sammlung des hiesigen stadtgeschichtlichen Museums, dem ich ebenso wie für die Überlassung der Originalkupferplatten von Goethes beiden Radierungen, die in Neudrucken in der Luxusausgabe dieses Buches Aufnahme finden konnten, herzlich danke), einige, die zu entbehren waren oder die sich nicht als zuverlässig erwiesen haben, weggelassen worden. Die Ausführungen im Text sind ebenfalls beträchtlich vermehrt, teilweise ganz neu bearbeitet worden. So hoffe ich, daß diese neue Bearbeitung dem Buch neue Freunde erwerben wird, auch in der Schule, für die ich mir in gewissen Klassen unter der Leitung sachverständiger Lehrer nichts Schöneres und Belehrenderes denken kann als die Lektüre der hier behandelten Bücher von Dichtung und Wahrheit.

Leipzig, im Januar 1922.

Julius Vogel.

Inhaltsübersicht

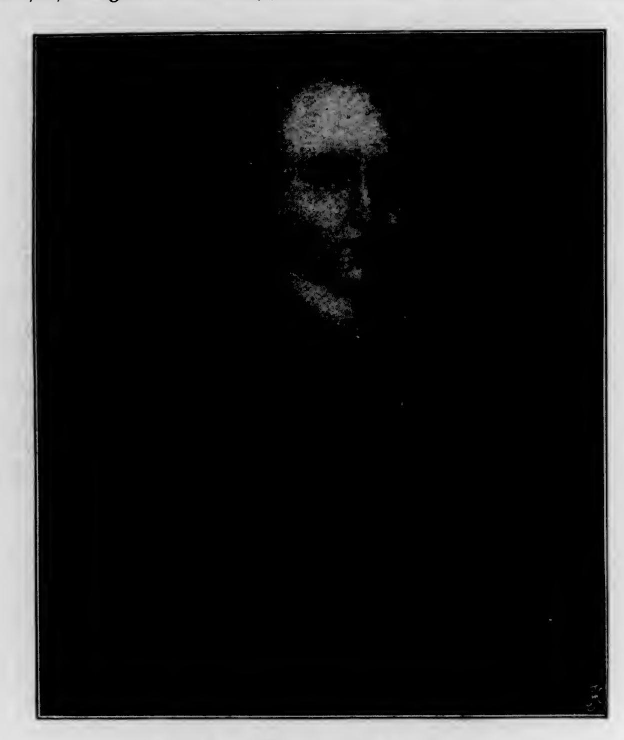


Einleitung

Ach sie kömmt gewiß nicht wieder
Dieser Tage Frühlingszeit.
Goethe in Leipzig, im August 1767.

Wenige Wochen über sechzehn Jahre war Goethe alt, als er das Elternhaus verließ, um als Student die Hochschule zu besuchen. Ihre Wahl traf zunächst nicht mit seinen Wünschen zusammen. Trotz seines jugendlichen Alters, bei dem er sich aber eine staunenswert reiche und vielseitige Bildung angeeignet hatte, die sich nicht nur auf alte und neue Sprachen, auf Musik und Zeichnen, sondern auch auf Rechtswissenschaft und Theologie erstreckte, beherrschten ihn schon damals ausgesprochene wissenschaftliche Neigungen, die, wie er glaubte, den künftigen Lebensberuf bestimmen wollten. Seine poetischen Leistungen konnte er als nicht „ganz verwerflich" ansehen, aber er war in bescheidener Selbstkritik auch nicht recht zufrieden mit ihnen. Gleichwohl versprach er sich viel von der Zukunft und glaubte gleich anderen Männern, die damals mit Ehren genannt wurden, dereinst etwas Anerkennenswertes leisten zu können. Auf diese Hoffnung allein wollte er aber nicht seine Zukunft bauen. Juristische Studien, die der Vater berufsmäßig betrieben und für die auch der Sohn bestimmt war, entsprachen am wenigsten seiner Neigung. Er warf sie „in Gedanken" weg, solange er noch im elterlichen Hause weilte und der Vater sein Bestimmungsrecht geltend machte; dafür widmete er sich den Sprachen und geschichtlichen Wissenschaften, und unter diesen riefen die Altertümer sein lebhaftestes Interesse hervor. Die akademische Laufbahn, der Wunsch, „sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen", schien ihm für seinen künftigen Lebensberuf am meisten begehrenswert, weil er durch sie auch eine Förderung seiner poetischen Pläne sich versprach. Sein Blick richtete sich auf die Universität

Göttingen, wo seit 1763 als eine der hervorragendsten Koryphäen der Hochschule Christian Gottlob Heyne eine umfassende Tätigkeit als akademischer Lehrer entfaltete und u. a. auch ein Collegium de elegantiorum artium litterarumque vinculo communi, später (aber erst seit 1767) in der Bibliothek, umgeben von Kupferwerken und Gipsabgüssen, kunstarchäo-



Goethe im Alter von sechzehn Jahren
Gemälde eines unbekannten Künstlers

logische Vorlesungen abhielt. Aber Goethes Vater bestand darauf, daß der Sohn nach Leipzig gehe. Johann Caspar Goethe hatte in Leipzig selbst einige Jahre studiert: er war unter dem Rektorat des Professors Christian August Hausen zu Beginn des Wintersemesters 1731 immatrikuliert worden, nachdem er zuvor in Gießen studiert hatte. Man darf also wohl annehmen, daß weniger des Vaters Hartnäckigkeit die Wahl der Uni-

versität bestimmte, als der Wunsch, den Sohn an einer Stätte zu wissen, die ihm vor Jahren lieb und für sein akademisches Studium bedeutungsvoll geworden war. Denn darüber war ja nach der Meinung des Herrn Rat nicht der geringste Zweifel, daß der Sohn dem Beispiel des Vaters zu folgen und Jurisprudenz als Studium zu wählen habe — gegenüber dem Sechzehnjährigen ein begreiflicher Standpunkt des an Erfahrungen reicheren Vaters. So wurde denn die Leipziger Hochschule als erster Studienaufenthalt gewählt. Die Reise von Frankfurt legte der junge Goethe in Begleitung des Buchhändlers Johann Georg Fleischer zurück, der seiner Geschäfte wegen mit seiner Gattin die Messe in Leipzig besuchte. Beider Obhut war der angehende Student anvertraut, der auf dieser Reise nach seinem zehn Jahre späteren Bekenntnis gar sehr noch den Eindruck eines „kleinen eingewickelten, seltsamen Knaben" machte. Wir besitzen aus jener Zeit ein durch die Überlieferung beglaubigtes Bildnis Goethes, das aus dem Nachlaß der Charitas Meixner in Worms stammt, jetzt in Darmstädter Privatbesitz ist und wahrscheinlich kurz vor der Abreise nach Leipzig gemalt wurde. Der unbekannte Künstler hat zwar kein Meisterwerk damit geschaffen, aber allem Anschein nach gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten, so namentlich in der Haltung, in der Gesichtsbildung, in der Nase und namentlich in den großen, dunklen Augen getroffen, und als das älteste, selbständige Bildnis Goethes verdient es immerhin unsere Beachtung, wenn wir auch in den Zügen den jungen Feuergeist mit seinem staunenswerten Wissen und der ganzen Art seiner temperamentvollen Persönlichkeit kaum zu ahnen vermögen. Das unreife, knabenhafte Aussehen stimmt aber trefflich zu jener Selbstkritik, und auch das, was der Dichter von seiner äußeren Erscheinung von damals sagte: „er sei etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt", meint man in der für einen Knaben damals etwas unmodernen Tracht wiederzuerkennen.



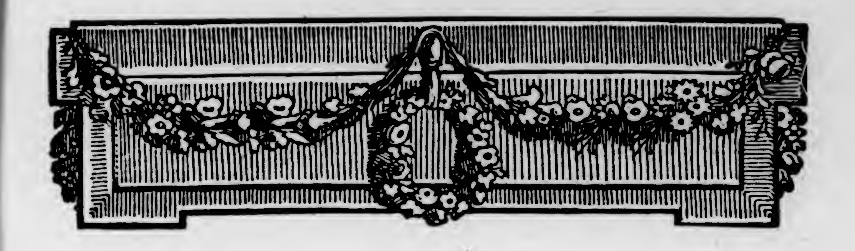
Goethe um das Jahr 1769

Der Tag von Goethes Ankunft in Leipzig ist nicht bekannt. Die Michaelismesse, deren buntes Treiben an die Frankfurter Messe erinnerte und den Ankömmling gewissermaßen in gewohnte Verhältnisse einführte, begann 1765 am Sonntag den 6. Oktober, die Vorwoche (die sogenannte Böttcherwoche), die schon zahlreiche fremde Handelsleute herbeizurufen

pflegte, am Michaelissonntag, den 29. September. Die Inskription fand nach Ausweis der Universitäts-Matrikel am 19. Oktober statt unter dem Rektorat des vom Gallustag 1765 (16. Oktober) bis zum Georgstag 1766 (23. April) das hohe Amt bekleidenden Rektors Professor Carl Günther Ludovici, der während seiner Amtsdauer im ganzen 247 Studenten auf die Hochschule aufnahm. Goethe ebenso wie sein Vater war der Natio Bavarica zugeteilt. Der Ruhm Leipzigs war seit Jahrhunderten verkündet worden, und manch großer Name — auch der Lessings — ist in den Annalen der Universität verzeichnet. Auch die Poesie hatte damals längst schon die Alma mater Lipsiensis gefeiert. Wer die schönsten Studentenlieder, die auf Leipziger Boden im achtzehnten Jahrhundert entstanden sind, kennen lernen will, der blättere in den Gedichten eines der größten deutschen Lyriker jener Zeit: Christian Günthers, der in den Jahren 1717—1719 in Leipzig studierte. Sein Gaudeamus igitur, jetzt längst nicht mehr gesungen, gilt seiner Leipziger Burschenzeit:

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.





Leipzig und die Leipziger

Die Lage von Leipzig in der großen, für das Auge unermeßlichen Ebene, der Mangel an grotesken Formationen des Bodens, die Einförmigkeit der Landschaft, soweit sie keine Waldungen trägt, hat für den Naturfreund wenig Bestechendes. Man muß die weitere Umgebung, die jetzt durch Eisenbahnen leicht und in kurzer Zeit erreichbar ist, aufsuchen, das Mulden- und das Saaletal etwa, wenn man die Schönheiten einer mehr erhabenen und das Auge deshalb erfreuenden Natur genießen will. Nur in seinen, die Stadt von mehreren Seiten umgebenden Waldungen, die in ihren Luft- und Farbenstimmungen namentlich im Herbste dem Auge ungeahnte Genüsse gewähren und deren Jahrhunderte alte Eichen stolze Wahrzeichen der Natur sind, besitzt Leipzig eine Sehenswürdigkeit, die wenigstens das moderne Geschlecht dankbar zu würdigen weiß. Das achtzehnte Jahrhundert war weniger empfindlich gegenüber solchen Naturschönheiten. Goethe hat die weitere Umgebung von Leipzig nicht kennen gelernt, trotzdem er drei Jahre hierzu Gelegenheit gehabt hätte. Dagegen wurden ihm die Dörfer, Wälder und Auen in der Nähe der Stadt auf meist einsamen Spaziergängen vertraut, und in seinen Leipziger Liedern findet sich mancher Niederschlag von den Eindrücken, die hier die Natur in ihrer schlichten Anmut auf ihn machte, wo ihm „weder schöne noch erhabene Gegenstände entgegentraten". Im ganzen ist er, oft genug freilich unter dem Drucke einer Gemütsverstimmung, mit seiner Umgebung unzufrieden, und es klingt für Leipzig wenig schmeichelhaft, wenn er noch in späten Jahren, da sein eigener Sohn August die Hochschule in Heidelberg besuchte, diesem unter den väterlichen Ratschlägen schreibt: „Der dritte Rath heißt: viel wandern! Auch ohne mein Ermahnen wirst Du fortfahren, in der Gegend Entdeckungswanderungen

zu machen. Die guten akademischen Jahre auch in einer herrlichen Gegend und merkwürdigen Nachbarschaft zuzubringen, ist ein Glück, das ich nicht genossen habe, da ich drei Jahre in dem steinernen, auf der Fläche, wo nicht im Sumpf, doch am Sumpf liegenden Leipzig zubrachte." Anerkennend lautet dagegen in Dichtung und Wahrheit sein Urteil über die Stadt selbst und ihre Bewohner. Es war in der Tat ein imposantes Gemeinwesen, fast wie das einer freien Reichsstadt, dazu die zweitgrößte Handelsstadt in Deutschland. Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war Leipzig, ohne das Verkehrsmittel eines schiffbaren Stromes zu besitzen, als Meßplatz, dessen Privilegien schon 1497 durch Kaiser Maximilian erneuert und bestätigt worden waren, berühmt. Durch den Unternehmungsgeist der Kaufmannschaft, ihren weiten Blick, dem wiederum die Messen zugute kamen, war Leipzig aber auch ein Weltplatz geworden. Was man zum Lobe der Stadt sagen konnte, findet sich vielfach in Gedichten, Briefen und Reiseberichten jener Zeit ausgesprochen, und einige dieser Urteile dürfen auch um ihrer Verfasser willen hier wenigstens im Auszuge mitgeteilt werden, weil sich auf diese Weise am besten die Eigentümlichkeiten beschreiben lassen, die die Stadt vor allen anderen Orten auszeichneten. Zunächst die aus Danzig stammende Frau Gottsched, die Gattin des berühmten Universitätslehrers, die (1735) über ihre neue Heimat an eine Freundin schreibt:

„So klein der Ort in seiner Ringmauer ist, so reinlich sind die Straßen, und wohlgebaut die Häuser. Die Lebensart der Einwohner ist artig und einnehmend, ein Lobspruch, den die Sachsen sich fast durchgängig erworben haben. Die hohe Schule ist zahlreich, und die vielen Fremden, so sich hier befinden, bringen der Stadt Nahrung und Ehre. Leipzig hat schöne Kirchen und gute Prediger, ein Vorzug, der in meinen Augen sehr wichtig ist. Der Handel ist in großem Flor, und es fehlet dieser Stadt nichts als ein schiffbarer Fluß, um mit den größten Handelsstädten um den Vorzug streiten zu können. Es bleibt dem menschlichen Witz und der menschlichen Neugier wenig zu verlangen übrig, das in Leipzig nicht zu haben wäre." In diesem Sinne äußert sich auch Lessing, der als junger Student 1749 an seine Mutter schreibt: „Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann." Und ähnlich, aber mit noch mehr Begeisterung, spricht sich achtzehn Jahre später der „Neugierige Passagier, auf Reisen durch die vornehmsten und merkwürdigsten Städte in Deutschland und den Niederlanden", 1767 erschienen, aus. Hier heißt es:

„Leipzig ist zwar nicht groß, aber eine der schönsten Städte in Deutschland. Sie hat sehr schöne Vorstädte, welche theils mit vortrefflichen

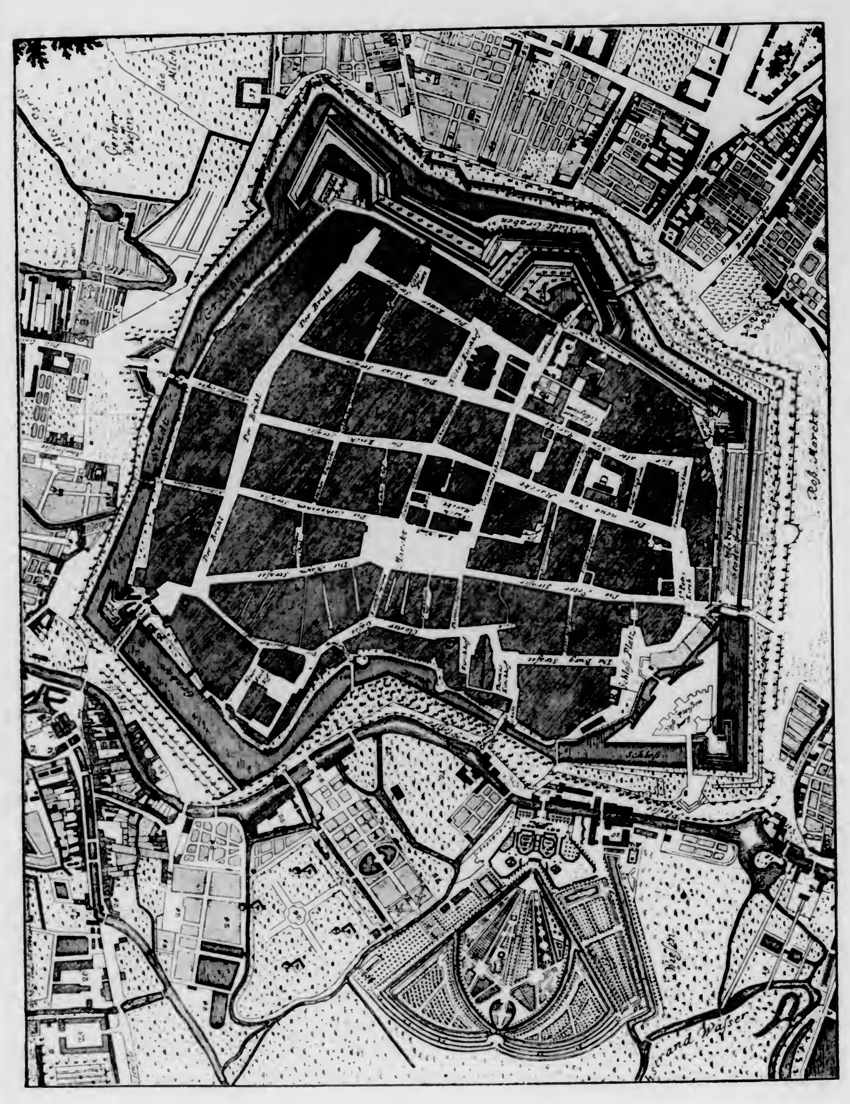
Häusern, theils mit kostbaren und anmuthigen Gärten angefüllet sind. Seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts ist die Stadt sehr viel verbessert worden, denn man hat nicht nur den Gebrauch der Nachtlaternen eingeführet, deren beynahe 800 durch die Stadt sind, sondern auch die Straßen in der ganzen Stadt der Reinigkeit wegen mit Schleußen versehen, und überdieß kann man sich bei schlechter Witterung der Sänften bedienen. Die Einwohner von Leipzig haben das Lob, daß sie sehr höfliche und gesittete Leute sind und viele Lebensart besitzen; und die Akademie pranget mit einer guten Anzahl der größten Gelehrten, deren Umgang nicht schwer wegen ihrer besonderen Höflichkeit zu erlangen ist. Die deutsche Sprache wird auch in Leipzig am zierlichsten gesprochen; man muß dieses aber nicht unter dem Pöbel suchen. Man sagt sonst im Sprüchworte: Es ist nur ein Leipzig in der Welt; und dieses trifft auch vollkommen ein. Man trifft hier alles an, was zu einem vergnügten Leben erfordert wird."

Ein weiteres Zeugnis über die Stadt aus dem Munde einer Dame, die — aus Dresden stammend — nach elfjährigem Aufenthalte über „dieses liebe Leipzig" sich einmal äußert, darf schon um der Beziehungen dieser liebenswürdigen Briefschreiberin zum jungen Goethe hier nicht fehlen. Es sind Worte der Friederike Oeser, der Tochter Adam Friedrich Oesers, Direktors der Kunstakademie, in dessen Hause Goethe als Student und als sein begeisterter Schüler viel verkehrt hat. Sie schreibt 1770 an einen Freund: „Leipzig ist ein Ort, der ohngefähr so groß als Preßburg (die Heimat des alten Oeser) ist, der schöne und hochgebaute Häuser, ziemlich breite Straßen und artige, reinliche Plätze hat. Es fehlt daselbst nicht an vernünftigen Vergnügungen, ein wohleingerichtetes und mit guten Leuten besetztes Konzert ist alle Donnerstage.. Assemblees, Bälle, Spazierfahrten, Gastereien, alles ist hier zu finden. Es hat eine ganz hübsche Lage, und wenn nur an die schönen Ebenen Berge grenzten, so würden die Gegenden vollkommen artig sein. Doch hat man verschiedene Örter, wo man sich Sommerszeit belustigt. Schöne öffentliche Gärten, verschiedene Dörfer, wo man in wohleingerichteten Häusern gut bewirthet wird. Das Rosenthal, ein schöner Wald, in den verschiedene Alleen gehauen sind. Und um die ganze Stadt geht man in Alleen von Linden und Maulbeersträuchern. Ist dies nicht alles schön? Ganz gewiß!"

Über diesen Lobpreisungen dürfen aber jene Pasquille nicht vergessen werden, die scharf über die Stadt und die Moral ihrer Bewohner richteten, wenn sie es auch oft mit der Wahrheit nicht genau nahmen oder meist haltlosen Klatsch erzählten, zum mindesten aber stark in ihren Übertreibungen waren. Diese Pasquille schossen im letzten Drittel des

achtzehnten Jahrhunderts in Leipzig wie Pilze aus der Erde und hatten meist verbummelte Studenten zum Verfasser. Zur Beurteilung der gesellschaftlichen Zustände sind sie deshalb mit größter Vorsicht zu benutzen. Die bekanntesten von ihnen sind erst nach Goethes Fortgang von Leipzig erschienen, so 1784 das „Tableau von Leipzig" von Benjamin Heidecke, 1787 Detlev Praschs „Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig", 1799 „Leipzig im Profil" und im gleichen Jahre das frechste von allen, „Leipzig im Taumel". Für die Schilderung der Jahre, die Goethe in Leipzig weilte, ist nicht ohne Wert das 1768 erschienene Pasquill „Leipzig nach der Moral beschrieben" von Baron von Ehrenhausen, zuerst mit dem Druckort „Eleutheropolis" als Zeitschrift, dann 1769 in Buchform unter dem veränderten Titel „Das nach der Moral beschriebene Galante Leipzig" erschienen. Schon der Anfang des Buches interessiert uns wegen seiner Anklänge an jene bekannte Stelle im „Faust":

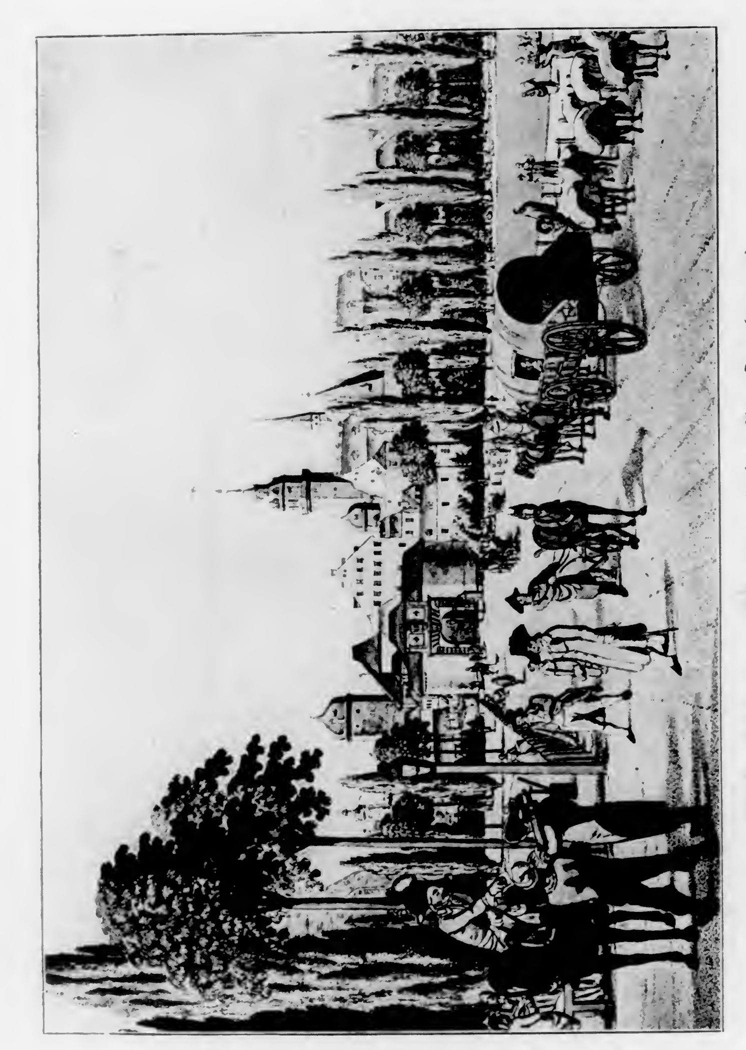
„Die Zeit, die ich in Leipzig,, welches man mit Grunde der Wahrheit Paris im Kleinen nennen kann, zugebracht habe, rechne ich zu den vergnügtesten Tagen meines Lebens. Tage, welche für mich unterrichtend und angenehm gewesen sind! Tage, welche noch gegenwärtig den vortrefflichsten Einfluß in alle meine Handlungen haben müssen!" Das Buch, hinter dem man mehr sucht, als der Titel verspricht, ist im ganzen genommen sehr harmlos und hauptsächlich deshalb beachtenswert, weil es der junge Goethe gekannt haben dürfte. Der Verfasser ist ein Student mit Namen Franz, ehemals Theolog, später Mediziner, gestorben als Professor der Medizin an der Universität. Die allerdings nicht immer einwandfreien Leipziger Bräuche und Eigentümlichkeiten, die französisch gefärbten Sitten und die von Genußsucht durchdrungene Lebensauffassung der Bewohner der Stadt haben in ihm immerhin noch einen zartfühlenden Beurteiler und Sittenrichter gefunden. Auch in Goethes Briefen klingt manches herbe Urteil durch. Die Leipziger Damen malt er der Schwester Cornelia durchaus nicht in rosigen Farben — une quantité en est folle, la plus part n'en est pas trop sage, et toutes sont coquettes —; dann fängt er (im Oktober 1766) an, „mit den Leipzigern und mit Leipzig ziemlich unzufrieden zu werden", da er sich ihren gesellschaftlichen Bräuchen nicht fügen wolle, außerdem könne man ihn „in der großen Welt nicht leiden", da er „etwas mehr Geschmack und Kenntniß vom Schönen, als unsere galanten Leute" besitze. Damals schrieb er unter dem Einfluß einer allgemeinen Verstimmung, später hat er aber seine Ansicht geändert. Kam ihm die Stadt während seiner Studentenzeit „immer so eng" vor, so



Der Hohmannsche Stadtplan vom Jahre 1749

wird sie ihm bei einem spätern Aufenthalt (zu Weihnachten 1782) „eine neue kleine Welt". Er wünscht sich (in Briefen an Frau von Stein) „ein viertel Jahr hier aufhalten zu können, denn es stickt unglaublich viel hier beysammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthum aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann. Es leben hier einige Personen im Stillen, die, wenn ich so sagen darf, vom Schicksal in Pension gesetzt worden sind, von denen ich großen Vortheil ziehen würde, wenn es mir die Zeit erlaubte." Und als er dann im Alter an „Dichtung und Wahrheit" arbeitete und das Ergebnis seiner Jugend zog, sind frühere Eindrücke offenbar verwischt gewesen, und vorwiegend sind hier die Worte der Anerkennung und Zufriedenheit. Der Studierende „hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Kolonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte".

In der Tat, die Leipziger Kaufmannschaft nötigt uns die größte Achtung ab. Um jene Zeit zu beurteilen und die Stimmung der Stadt zu verstehen, muß man sich immer vor Augen halten, daß seit dem Abschluß des Hubertusburger Friedens bis zu den Tagen, in denen der junge Goethe die Leipziger kennen lernte, erst zweiunddreiviertel Jahre verstrichen waren, und daß in dem Siebenjährigen Kriege der Stadt Wunden geschlagen worden waren, von deren Schwere die meisten gar keine Ahnung haben. Dem mitten im Frieden überfallenen Leipzig ist zwar das Schicksal der Beschießung, das Dresden beschieden gewesen war, erspart geblieben, aber dafür hat die preußische Besatzung beinahe den ganzen Krieg hindurch gewährt, im ganzen reichlich sechsundeinhalb Jahre, während der die Stadt seitens des Feindes eine Behandlung zu erdulden hatte, die jeder Beschreibung spottet. Die Stadt hatte damals 25 000 Einwohner. An Kontributionen ist in jener Zeit im Auftrage Friedrichs II. die Summe von mindestens zehn Millionen Talern von den am Kriege unschuldigen Menschen herausgepreßt worden, so daß im Durchschnitt auf den Kopf mehr als vierhundert Taler damaliger Währung Kontributionsbeitrag fällt. Erwägt man aber, daß von jenen Summen in der Hauptsache nur die bemittelten Kaufleute betroffen worden waren (einzelne Handlungshäuser, so das der Gebrüder Richter, hatten bis zu 114 000 Taler zu der Kontribution beitragen müssen) und bedenkt man, daß während der Kriegsnot die Geschäfte stockten, Grausamkeit und Willkür an Stelle gewohnter Ordnung getreten waren, so versteht man nicht, wie es Goethe befremdend vorkommen konnte, daß er den Preußenkönig „so wenig vor den Einwohnern



Blick auf Leipzig von Osten (vom jetzigen Augustusplatz aus)
Nach einem kolorierten Stich von Geißler

von Leipzig als sonst in dem großväterlichen Hause loben durfte". Der Gesundheitszustand in der Stadt war auch nach dem Kriege noch sehr schlecht, wie die sicher auf offiziellen Quellen beruhende Angabe Goethes in einem Briefe an seine Schwester (vom 2. Januar 1766) bezeugt, wo noch 1765 „in der Stadt und deren Vorstädten" 961 Geburten und 1048 Todesfälle zu verzeichnen waren. Aus alledem versteht man, daß der Haß der Einwohnerschaft geraumer Zeit bedurfte, um sich zu verlieren, und daß die unmittelbar auf den Friedensschluß folgenden Jahre in der Gesinnung der Leipziger nichts ändern konnten. So erklärt sich auch die giftige Stimmung, die ein Gelegenheitsgedicht atmet, dessen Vortrag Goethe möglicherweise mit angehört hat. Clodius, der als Dichter bekannte Professor, machte am Geburtstage des damals noch unter Vormundschaft stehenden jungen Kurfürsten in einer „Rede am Friedrichstage in Leipzig, den 5. März 1767" als guter Sachse und Leipziger seiner Entrüstung mit deutlich wahrnehmbarer Anspielung an den Kultus, der mit dem Preußenkönige getrieben wurde, in folgenden, freilich sehr schwülstigen und wie immer bombastisch aufgeputzten Versen Luft:

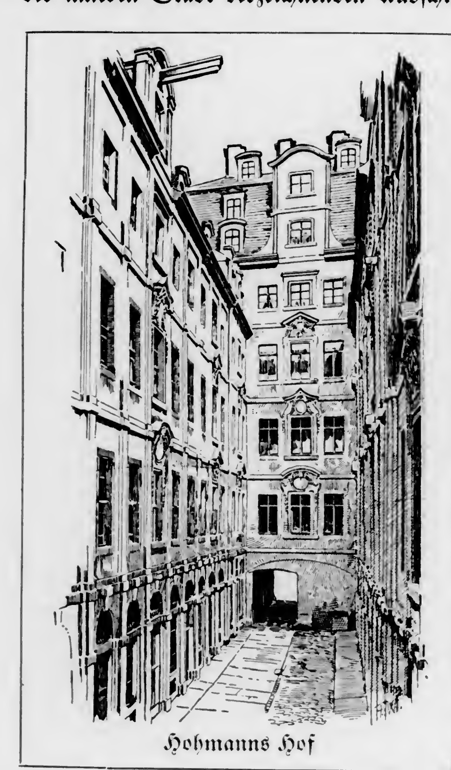
Da steht er, wie ein Fels umringt von Ungewittern,
Vergißt, geliebt zu seyn, und lehrt für sich erzittern;
Lacht der Religion, und spottet mit der Huld,
Und kauft das Diadem durch Menschen Blut und Schuld —
Reiß den Hymettus auf; laß tausend Künstler eilen,
Bau ihm ein Monument auf hundert Marmor-Säulen,
Trag sein vergöttert Bild in das Gestirn hinauf,
Aetz in unsterblich Erz der großen Thaten Lauf;
Sing ihm mit Pindars Schwung, gieb ihm den hohen Namen
Der Gottheit, die er nie gewagt hat nachzuahmen:
Wer ist der Gott zuletzt, den du dir schaffst, o Welt?
Ein Wurm im Purpur, der in seinen Staub zerfällt.

Dann aber kommt er auf das, was ein weiser Fürst — der Kurfürst von Sachsen — seinem Lande sein soll und ist, und klingt zum Schlusse in das dem Tage und seiner Feier angemessene Bekenntnis aus:

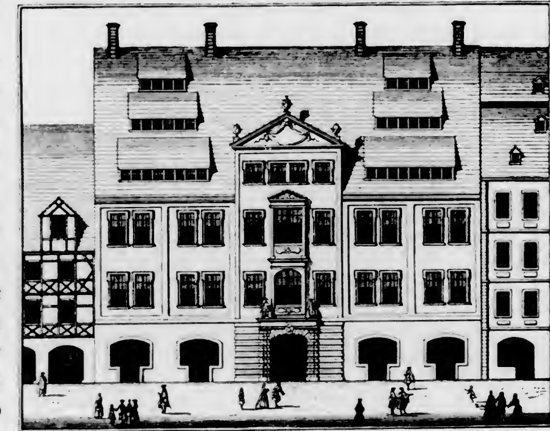
Der wahre Sachse denkt als Mann und Patriot,
Baut auf des Fürsten Arm und auf den Schutz von Gott;
Denkt edel und ist frei: und hat den Mut, sein Leben
Fürs Vaterland und Dich heroisch aufzugeben;
Doch mit Vergötterung treibt er nie kühnen Scherz,
Und Friedrichs Tempel ist der Unterthanen Herz.

Man muß vom Standpunkte der schwer heimgesuchten Sachsen aus sich in die damaligen Verhältnisse versetzen, um für ihre gerechte Beurteilung Verständnis zu gewinnen.

Um dem Leser einen Eindruck vom Bilde der Stadt zu Goethes Zeit zu vermitteln, bilden wir auf Seite 9 in Ermangelung zeitlich näher liegender Vorlagen den übersichtlichen Plan ab, den im Jahre 1749 die Hohmanuschen Erben anfertigen ließen, in einem die Straßen und Plätze der inneren Stadt verzeichnenden Ausschnitt. Es sind auf ihm von dem Ortskundigen alle die Stätten zu finden und zu bezeichnen, wo der Dichter verkehrt hat. Die innere Stadt wird noch von dem Graben umgeben, mit dem Alleen parallel laufen. Durch die Festungswerke führen in die Vorstädte das Grimmische, das Hallische, das Ranstädter und (im Süden) das Peterstor, zwischen ihnen kleinere Ausgänge, die sogenannten Pförtchen; im Westen ist auch der Plan des schönen Apelischen Gartens aufgezeichnet. Ein zweites Bild zeigt uns das Grimmische Tor, das man auf dem „Wege nach Dresden" passieren mußte. Der Standpunkt des Beschauers ist der jetzige Augustusplatz: links gewahrt man einen Teil der Universitätskirche, dann gegen die Mitte zu die Toranlage, zwischen beiden im Hintergrunde den Turm des Fürstenhauses; das hohe Haus rechts ist das sogenannte Schwarze Brett, in dem Gellert wohnte, im Hintergrunde sieht man die (beiden damals vorhandenen) Türme der Nikolaikirche.

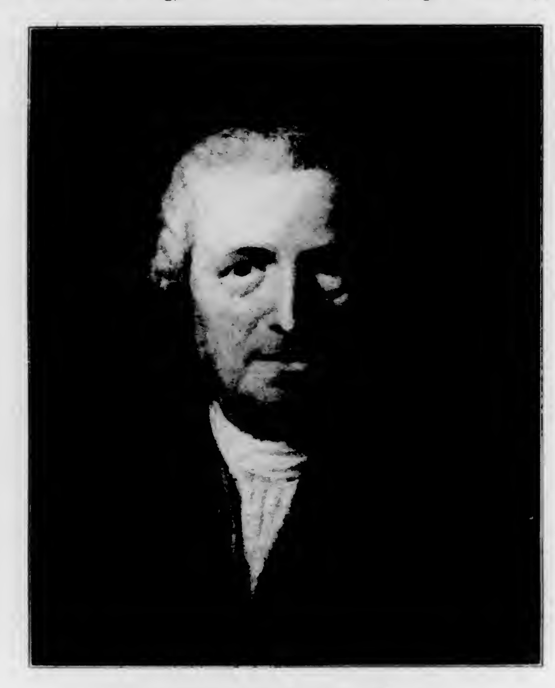

Hohmanns Hof

Zu den persönlichen Eindrücken, die Leipzig auf den jungen Dichter machte, gehörte es, daß die Stadt keine altertümlichen Erinnerungen erweckte, etwa wie die rheinischen Städte oder wie beispielsweise Nürnberg. „Jedoch ganz nach meinem Sinne waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind." Solcher „Höfe", in deren einem, in der großen „Feuerkugel", so genannt von ihrem über den beiden von den Straßen aus führenden Eingängen angebrachten Wahrzeichen, einer brennenden Handgranate, zwischen dem alten und neuen Neumarkt (der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt), Goethe eine Wohnung fand, gibt es heutigentages noch eine ganze Anzahl. Es sind meist von vier Seiten umbaute Durchgänge, die von einer Straße zu einer andern führen, hauptsächlich Geschäftszwecken dienen und namentlich während der Meßzeit sehr belebt sind. Auch Auerbachs Hof (jetzt „Mädlerpassage"), ein Durchgang durch überdachte Neubauten stellt eine solche Häuseranlage dar, nur mit dem Unterschiede, daß der Durchgang durch den Hof nicht wie üblich in gerader Linie hinüber zu einer zweiten parallel laufenden Straße, sondern im rechten Winkel, von dem jetzigen Neumarkt aus nach der Grimmischen Straße zu, führt. Unsere Abbildung stellt als besonders bezeichnendes Beispiel Hohmanns Hof dar, zwischen dem jetzigen Neumarkte und der Petersstraße, dessen „himmelhohe" Gebäude nach oben die denkbar größte Raumausnutzung zeigen.


Eingang zur großen Feuerkugel

Goethes Wohnung bestand aus „ein paar artigen Zimmern, die in den Hof sahen"; die Wirtin war eine Kaufmannswitwe, Frau Johanna Elisabeth Straube. Auf Grund von glaubwürdiger mündlicher Überlieferung ist festgestellt worden, daß Goethe auf der südlichen Seite der Hofgebäude, und zwar wenn man von der Universitätsstraße kommt, auf dem linken Flügel in dem zweiten Stockwerke gewohnt hat. Der Verein für die Geschichte Leipzigs hat hier vor einer Reihe von Jahren eine Gedenktafel anbringen lassen. Die Räume, in denen Goethe wohnte — ein

zweifenstriges und ein einfenstriges Zimmer — sollen im Innern noch in ihrem alten Zustande erhalten sein. Goethes Stubennachbar war ein älterer Kandidat der Theologie, Johann Christian Limprecht, der, von Haus aus arm, dank der Unterstützung Wohlgesinnter seine Studien ermöglichen konnte. Nach einer freilich erst im Jahre 1865 festgelegten mündlichen Überlieferung, über deren Entstehung man nichts weiß, die



Bernhard Christoph Breitkopf
Nach einem Pastellgemälde

aber in der jüngsten Zeit zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht worden ist, soll Goethe während der Messe (wo die Stadtwohnungen vielfach an Meßfremde vermietet wurden), ebenso wie in den Sommermonaten in Reudnitz, im ehemaligen Hahnemannschen Gute (an der Kohlgartenstraße) gewohnt haben.

Es sind beschränkte Kreise der damaligen Leipziger Gesellschaft, die wir durch Goethe kennen lernen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es ein

blutjunger Student ist, der als Fremdling noch dazu in dieser Welt von Gelehrten, Künstlern und ehrbaren Bürgern Eintritt sucht. Die Kreise der reichen Kaufmannschaft, die Leipzigs Weltstellung ausmachte, blieben ihm wenigstens während seiner Studienzeit so gut wie verschlossen. Aber die Familien von guten und schlichten Menschen, die ihn aufnahmen und in denen er sich wohl befand, sind doch schon damals für seine menschliche und geistige Entwicklung von Bedeutung geworden. Als eine „sehr angenehme und für ihn heilsame Verbindung", zu der er gelangte, erwähnt er die zu dem Breitkopfischen Hause. „Sonntags gehe ich um 4 Uhr zu



Der goldene Bär

Breitkopfs und bleibe bis 8 daselbst. Die ganze Familie sieht mich gern das weiß ich und deßwegen komme ich auch." (Brief an Cornelia vom 14. Oktober 1767.) Der Gründer der namentlich durch ihren Notendruck und Musikalienverlag nachmals weltberühmt gewordenen Firma, Bernhard Christoph Breitkopf (1695—1777), aus einer harzischen Bauernfamilie entsprossen, war der Verleger von den meisten Berühmtheiten, die um die Mitte des Jahrhunderts die Leipziger Mauern in sich bargen. Besonders hatte Gottsched enge Beziehungen zu dem Geschäft, wie er auch ein treuer Freund von dessen Besitzer war, in dessen Grundstück im „Goldenen Bären", auf der jetzigen Universitätsstraße, er dreißig Jahre lang sein Hausgenosse war.

In den achtziger Jahren mußte der dem Hause befreundete Gottfried Gustav Härtel die Weiterführung des Geschäftes übernehmen. Den

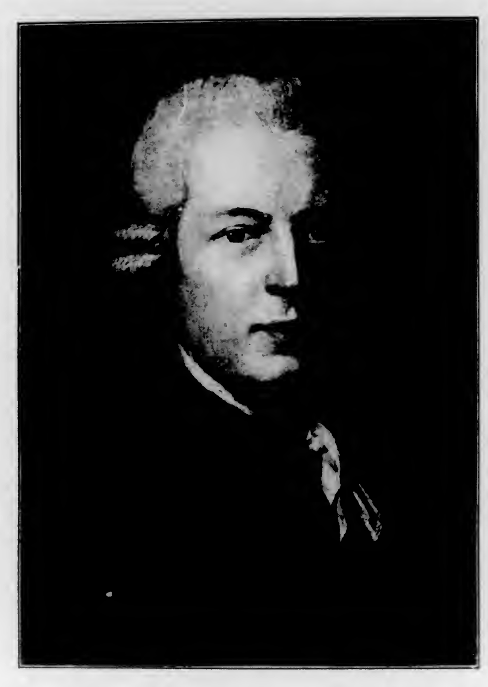
(1895 durch einen Neubau ersetzten, dem goldenen Bären gerade gegenüber liegenden) „silbernen Bären", „höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt", bewohnte der Sohn des alten Breitkopf, Johann Gottlob Immanuel (1719—1794) mit seiner Familie. Goethe erzählt, wie er ihm beim Einrichten der neuen Wohnung zur Hand gegangen und mit den Eltern und den Kindern des Hauses gute Freundschaft



Der silberne Bär (abgebrochen 1895)

gehalten habe. Der einen Tochter, Konstanze (geb. 1748) rühmt er Geist und Gelehrsamkeit nach: „Je l'aime bien, a cause de la franchise de ses façons" (Brief an Cornelia). Nicht lange darauf aber schreibt er: „Die Mdll. Breitkopf habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zu viel gelesen, und da ist Hopfen und Malz verlohren." Um so mehr interessierte sich Johann Adam Horn, Goethes Jugendfreund aus Frankfurt, für sie. Weder Eltern noch Brüder wußten von dieser stillen Liebe, nur Käthchen Schönkopf.

Sie heiratete übrigens später einen Dresdner Arzt. Die beiden Söhne Bernhard Theodor (geb. 1749) und Christoph Gottlob (1750—1800) waren Goethes Freunde. Der ältere, „ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt", komponierte Goethes Jugendlieder, die 1769 im Handel erschienen. Im Jahre 1777 ging er nach Petersburg, wo er als Staatsrat hochbetagt gestorben ist. Der jüngere Bruder Gott-



Johann Gottlob Immanuel Breitkopf
Nach einem Ölgemälde

lob, „eine treue gute Seele", gleichfalls musikalisch begabt, war auch im väterlichen Geschäft tätig, diesem aber nicht gewachsen, so daß er ausschied und den Besitz G. G. Härtel anvertraute. Goethe hat mit ihm noch von Frankfurt aus korrespondiert.

Im „silbernen Bären" saß hoch oben, in der Mansarde, „an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster, in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesell-

schaft leisteten", der Kupferstecher Johann Michael Stock (1737 bis 1773), der, aus Nürnberg stammend, sich im Jahre 1764 auf Wunsch Breitkopfs in Leipzig niedergelassen hatte und hier besonders durch Stechen von Vignetten ein gutes Auskommen hatte, daneben auch Unterricht in seiner Kunst erteilte. Mit neunzehn Jahren hatte er sich in Nürnberg „in übereilter Leidenschaft" mit einer Witwe, die fünf Jahre älter als



Christoph Gottlob Breitkopf
Nach einem Ölgemälde

er war, verheiratet. Von seinen Töchtern blieben nur zwei am Leben. Die ältere, Dora (geb. 1760), hat sich als Porträtmalerin einen Namen gemacht; die zwei Jahre jüngere Schwester Maria Jakobina (Minna) wurde die Gattin von Schillers Freund Körner, die Mutter von Theodor Körner. Beide waren zu Goethes Zeit noch Kinder. Über die Familie Stock und ihren häuslichen Kreis weiß Friedrich Förster in dem unter dem Titel „Kunst und Leben" erschienenen Anfang einer Selbstbiographie



auf Grund von Mitteilungen, die er der jüngeren Tochter des Hauses verdankte, manchen intimen Zug und aus der Bekanntschaft mit dem jungen, zu allerhand muntern Streichen aufgelegten Goethe manche heitere Szene zu erzählen. Es sind Mitteilungen, die an sich nichts Unglaubwürdiges und Übertriebenes an sich haben und namentlich in den Punkten, die die Stocksche Familie betreffen, unsere Teilnahme beanspruchen. Aber in der Beurteilung Goethes, seines Verkehrs im Stockschen Hause und seiner lustigen Streiche ist abgesehen von anderm Bedenken etwas Vorsicht geboten, denn im Laufe der Jahre, die bei Frau Körner seit ihrer Jugend in Leipzig verstrichen waren, scheint sich manches Ereignis in der Erinnerung anders ausgestaltet zu haben, und in die Wahrheit hat die Dichtung den und jenen lustigen Zug hineingewoben, der in der geschäftigen Phantasie eines in der Erinnerung die eigene Jugend etwas ausschmückenden Menschenkindes vermutlich entstanden ist.

Bei Stock lernte der Dichter das Radieren. Von den Landschaften, die er unter seiner Leitung anfertigte, sind zwei erhalten, und zwar nicht nur in Originalabdrucken, sondern in den Originalkupferplatten, wie sie aus der Hand Goethes hervorgegangen sind. Sie werden jetzt im stadtgeschichtlichen Museum aufbewahrt und sind so ausgezeichnet erhalten, daß sich ohne Schwierigkeit Neudrucke haben veranstalten lassen. Die beiden Radierungen nach zwei nicht mehr nachweisbaren (in einer der Leipziger Kunstsammlungen befindlichen?) Gemälden oder Zeichnungen des kursächsischen Hofmalers Johann Alexander Thiele (1685—1752) in Dresden, sind als Gegenstücke gedacht: waldreiche Gebirgslandschaften mit Wasserfall und Staffage im Vordergrunde. Das eine hat Goethe seinem Vater, das andere dem Leipziger Freunde Christian Gottfried Hermann mit ausführlicher französischer Widmung zugeeignet. Da Hermann nicht nur ein eifriger Zeichner, sondern auch im Radieren geübt war — eine landschaftliche Radierung „Prospect bey der Stunden-Saeule vor Moeckern nach Gohlis und Leipzig zu" hat sich erhalten — so dürfen wir in der Widmung wohl den Ausdruck der Dankbarkeit auch für künstlerische Anregung erblicken. Die beiden Blätter sind im Jahre 1768 entstanden, wie wir aus einem Briefe an Behrisch vom 26. April dieses Jahres erfahren. Sie sind in der Herausarbeitung der malerischen Reize ein sehr beachtenswertes Zeugnis für Goethes künstlerische Begabung, und wenn Meister Stock vielleicht auch die Ausführung überwacht und hier und da auch die bessernde Hand angelegt haben mag, so bekundet die Arbeit doch auch Verständnis für die Technik. Außer diesen beiden Blättern haben sich noch zwei kleine Radierversuche erhalten: eine Etikette, ver-

mutlich eine Geschäftsmarke für den alten Schönkopf, und ein Bücherzeichen für Käthchen, dagegen ist bis jetzt von den in Dichtung und Wahrheit erwähnten „verschiedenen kleinen Druckerstöcken nach französischen Mustern", also Holzschnitten, nichts bekannt geworden.

Dem Leipziger Aufenthalte hat Goethe in seiner künstlerischen Erziehung viel zu verdanken. In Oeser hatte er den Meister gefunden, der



Gottfried Winckler
Gemälde von Johann Heinrich Tischbein

mit seinen Theorien und Lehren in Dingen des Geschmacks nachhaltigen Einfluß auf ihn gewann. Er zeigte ihm, wie er dankbar anerkennt, den Weg zum Wahren und Schönen, er hat „seiner Liebe zu den Musen aufgeholfen", von ihm hat er seine „Kenntnisse und Einsichten". Erfreulicherweise fehlte es auch nicht an Gelegenheit, kunstgeschichtliche Studien zu betreiben und einen Blick in die Vergangenheit zu tun, aus der wenigstens in einiger Zahl Meister von anerkannter Bedeutung durch Original-

gemälde lebendig vor Augen geführt werden konnten. Die Leipziger Kunstsammlungen des achtzehnten Jahrhunderts bilden in der Stadtgeschichte ein Kapitel, auf das man wegen seines erfreulichen Inhalts immer wieder gern zu sprechen kommt. Bekannt sind jene in Dichtung und Wahrheit den Leipziger Kunstfreunden gespendeten Worte warmer Anerkennung: „Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Manner daselbst nebeneinander wohnen." Gemeint sind in erster Linie die beiden großen Sammler Gottfried Winckler und Johann Thomas Richter, sodann der als



Aktsaal
Zierleiste aus dem Katalog der Wincklerschen Sammlung

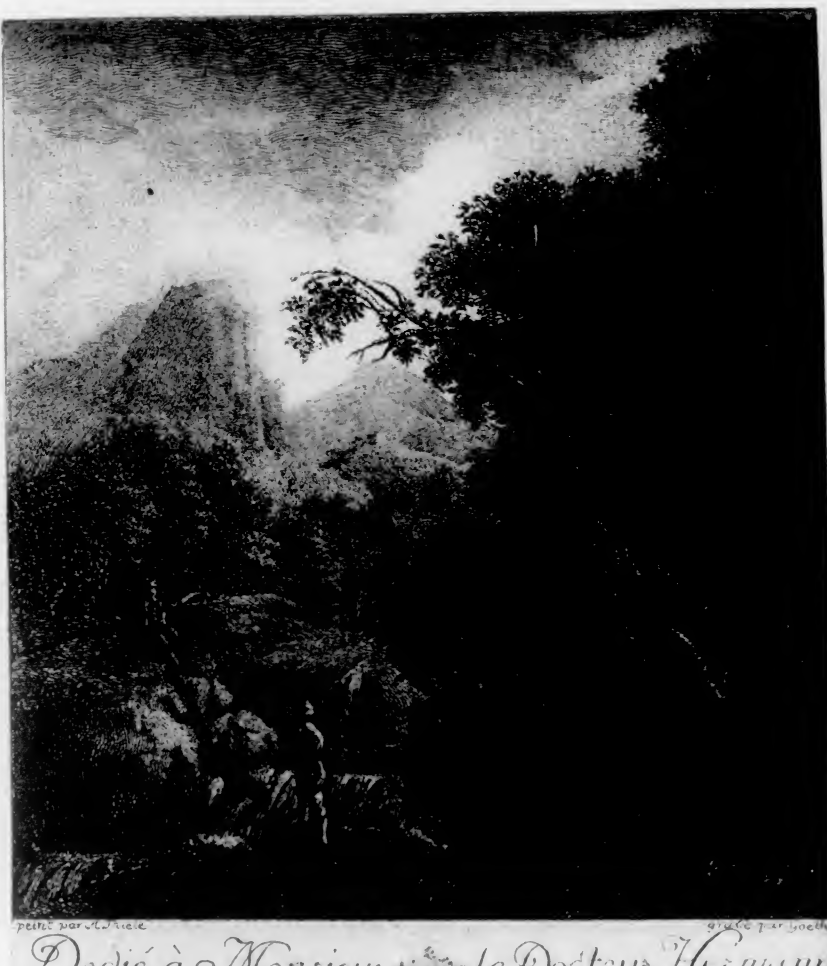
Kupferstichsammler und Kunstschriftsteller bekannte Michael Huber und — wie es scheint die Seele des Ganzen — der durch seine Kennerschaft und seine Katalogarbeiten ausgezeichnete Franz Wilhelm Kreuchauff, dem wir einen Einblick in die leider bald nach dem Tode ihrer Besitzer in alle Winde zerstreuten Kunstsammlungen verdanken. Gottfried Winckler, einer alten Kaufmannsfamilie entsprossen (geb. 1731, gest. 1795), Inhaber eines Spezerei- und Wechselgeschäftes, Rats- und Handelsherr, war in Deutschland viel gereist, hatte auch Frankreich, Holland und England besucht und hier, wenn nicht schon Bilderankäufe selbst gemacht, so doch seine Kenntnis in der Kunstgeschichte begründet. Kreuchauff verfaßte den Katalog seiner Sammlung, der unter dem Titel: „Historische Erklärungen, der Gemälde, welche Herr Gottfried Winckler in Leipzig gesammlet",

mit einer Anzahl von Vignetten nach Oeserschen Zeichnungen von Bause gestochen, würdig ausgestattet 1768 erschien — für die damalige Zeit ein unübertreffliches Muster einer fleißigen und verständnisvollen Arbeit. Man muß die Einleitung, „die Zuschrift an Herrn Gottfried Winckler" lesen, wenn man sich einen umfassenden Einblick in das künstlerische und wissenschaftliche Leben der Stadt zur Zeit des jungen Goethe, überhaupt der ersten zwei Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, über Sammler und



Johann Thomas Richter
Gemälde von A. Graff, Stich von Bause

Kunstwerke, Gelehrte und Künstler, verschaffen will. Die Wincklersche Sammlung, die sich in dem Hause Katharinenstraße Nr. 11 befand und leider sehr beschränkte Räume hatte, enthielt damals 628 Ölgemälde der verschiedensten Schulen, in der Mehrzahl von niederländischen Künstlern, außerdem von Deutschen, Franzosen und Italienern. Natürlich sind die Künstlerbezeichnungen nicht alle einwandsfrei und viele sogar sicher falsch; man darf aber dabei nicht vergessen, daß die Kunstgeschichte der damaligen Zeit einer kritischen Grundlage überhaupt entbehrte. Außer den Vignetten, von denen wir hier eine nachbilden, einen Akademiesaal, in dem von



jungen Leuten nach dem lebenden Modell — man könnte an die Akademie in der Pleißenburg denken — gezeichnet wird, hat Bause den Katalog nach einem Gemälde von J. H. Tischbein mit einem Kopfe Winckler's geziert, der die bezeichnende Unterschrift trägt: Sibi, arti, amicis. Ein Teil der Sammlung war, wahrscheinlich wegen Raummangel im Hause auf der Katharinenstraße, in Wincklers „Gartenhause" in Wincklers Garten, am jetzigen Georgiring, etwa dem Schwanteiche gegenüber, untergebracht. Hier hat sie auch Daniel Chodowiecki, der im November 1773 in Leipzig war und über diesen Besuch ein Tagebuch geführt hat, besucht. Ein Leipziger Künstler, wahrscheinlich Christoph Friedrich Wiegand, ein Schüler Oesers, hat in acht Aquarellen (jetzt im stadtgeschichtlichen Museum) gegen 220 Gemälde dieser Sammlung, so wie sie im „Gartenhause" an den Wänden hingen, mit miniaturartiger Feinheit und mit staunenswertem Fleiß der Nachwelt überliefert.

Nicht ganz so bedeutend wie Wincklers Galerie, aber für die Kunstfreunde von nah und fern der eigentliche Sammelpunkt, war das Kabinett von Johann Thomas Richter (geb. 1728, gest. 1773), am Thomaskirchhofe (Nr. 2, jetzt ein Neubau) gelegen, von dem leider nur die Anfänge eines Katalogs, zweifellos ebenfalls aus Kreuchauffs Feder, vorhanden sind. Der Besitzer hatte die Sammlung vom Vater geerbt, der durch den Handel mit erzgebirgischen Blaufarben reich geworden war, hatte sich mit Winckler zusammen auf Reisen begeben, war auch in Italien gewesen und hatte dort Bilderankäufe gemacht. Ein glücklicher Umstand hat das Fremdenbuch erhalten, das zum Einzeichnen der Namen ausgelegt war (im Besitz der Leipziger Stadtbibliothek). Gleich auf der zweiten Seite begegnen wir da unter den Besuchern der Sammlung den beiden Namen:

Dr. Schlosser aus Franckfurt am Mayn.
Goethe aus Franckfurt am Mayn

Johann Thomas Richter war auch im Besitz eines hauptsächlich durch den erzgebirgischen Bergbau bereicherten Naturalienkabinetts, das das Leipziger Adreßbuch, das „Florirende Leipzig" vom Jahre 1768 als eine „Sammlung von Mineralien, Conchylien, Artefactis und zur Topographie und Geschichte der Mahlerey gehörigen Büchern und auf der Fleischergasse, in dem Hinterhause des kleinen Joachimsthales anzutreffen", verzeichnet. Ein drittes „Musaeum Richterianum", das von

dem Professor der Theologie Johann Georg Richter, Vetter des vorigen, enthielt ebenfalls eine reiche Naturaliensammlung, doch waren auch „insonderheit seine alten Römischen und Griechischen Gemmae berühmt". Es lag zu Goethes Zeit auf der Hainstraße. Das städtische Raritäten- und Kuriositätenkabinett war die Stadtbibliothek, die sich schon damals im alten Gewandhause befand.

Der Kreis dieser Kunstfreunde, von denen hier nur einige der namhaftesten genannt worden sind (u. a. besaß auch Oeser eine ganz ansehnliche Sammlung von Gemälden in der Pleißenburg), ward auf das schönste ergänzt durch die beiden Männer, deren Kennerschaft Goethe so zu rühmen weiß: Michael Huber (1727—1804), Lektor der französischen Sprache, „Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner", und vornehmlich Franz

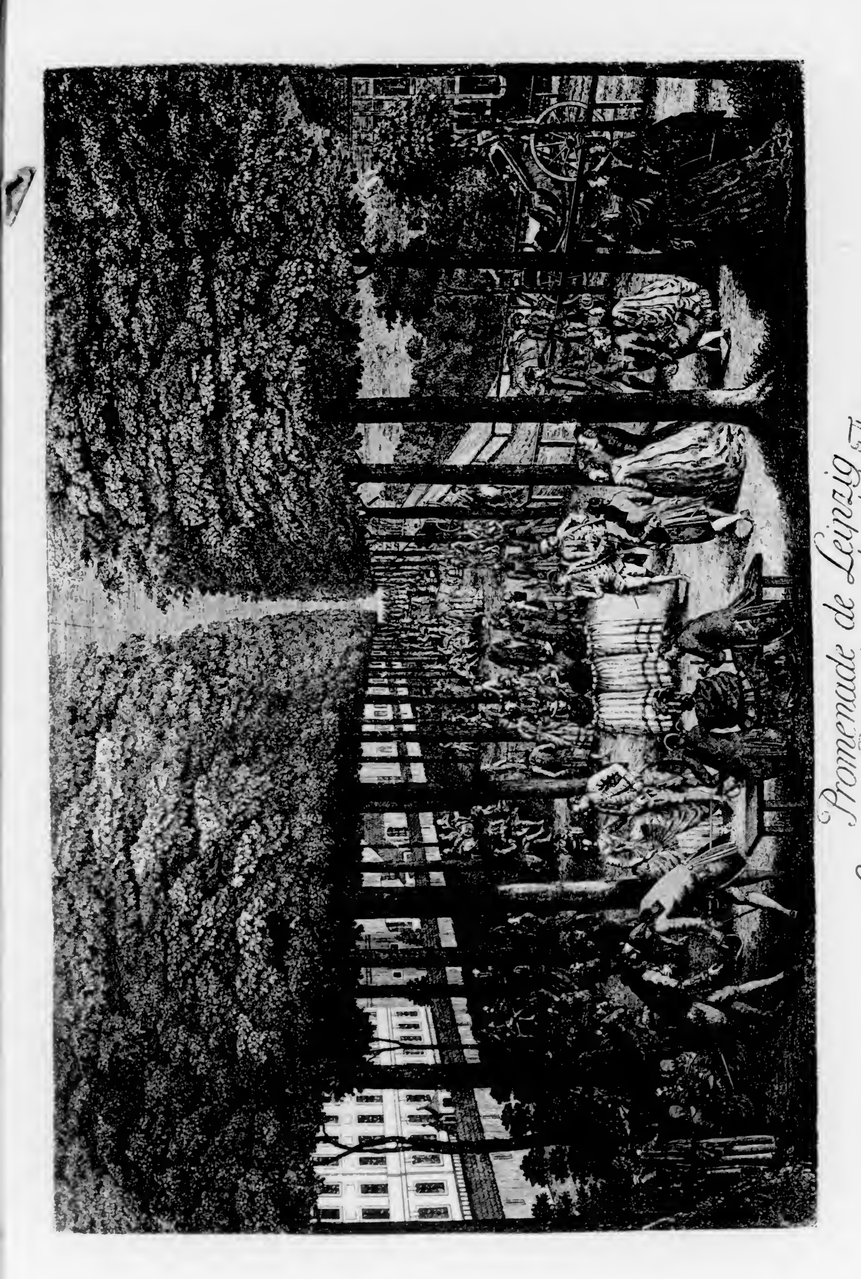






Franz Wilhelm Kreuchauff — Michael Huber

Wilhelm Kreuchauff — der „schöne Kreuchauff" genannt, weil er sich mit den schönen Künsten beschäftigte (geb. 1727, gest. 1803), ursprünglich Kaufmann, dann lediglich seinen Neigungen lebend, „Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsozietät alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte", für seine Zeit sicher ein Mann von außergewöhnlichen Kenntnissen und nicht nur als Kunstschriftsteller (so schrieb er z. B. über „Gellerts Monument von Oeser" und „Oesers neueste Allegoriegemälde"), sondern auch als Bühnendichter bekannt. Er war der Leiter der „Kunstsozietät", eines auf intime Kreise beschränkten Kunstvereins im kleinen, wo man im vertrauten Beisammensein Kupferstiche und Zeichnungen besah, künstlerische und kunstgeschichtliche Tagesfragen erörterte und so zu wechselseitigem Gedankenaustausch Anlaß gab, der den Teilnehmern manche genußreiche Stunde brachte. Aus Dichtung und Wahrheit möchte man schließen, daß auch der junge Dichter, vielleicht durch Oesers Vermittlung, in diesem anregenden Kreise gelegentlich gewesen ist.



Promenade de Leipzig
La place de la Barfussporte jusqu'à la porte de St. Thomas

An *Spaziergängen* in der unmittelbaren Nähe der Stadt fehlte es nicht. Die Promenaden in ihrer jetzigen Anlage und Ausdehnungg sind allerdings erst eine Schöpfung späterer Zeit. Doch zeigt schon der Hohmannsche Plan, daß die Stadt mit einer Allee umgeben war, die den Leipzigern nach des Tages Arbeit eine Quelle der Erholung und namentlich an schönen Tagen auch harmloser Geselligkeit gewesen ist. Diese Promenaden mit ihrer ganzen Szenerie beschreibt uns der Verfasser des „Galanten Leipzig“: „Die schönen Alleen um die ganze Stadt herum, welche mit vielen Lindenbäumen besetzt, worzu noch in den neuern Zeiten Maulbeerbäume gekommen sind, setzen das Gemüthe in das größte Entzücken. Hier war der eigentliche Sammelplatz von allen Gattungen der Menschen. Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme waren hier in unglaublicher Menge versammlet, welches eine hübsche Aussicht verschaffte. In der Entfernung verursachten die verschiedenen Farben der Kleider ein sehr angenehmes Schauspiel. Man konnte daraus urtheilen, daß es in Leipzig sehr bunt zugehen müsse. Ich glaubte die ganze Welt im Kleinen zu erblicken, und die Neigungen vieler Menschen auch hier zu erfahren. Hierinne hatte ich auch gar nicht geirret, weil jeder sich zu einer solchen Gesellschaft hielt, mit welcher er nach seinem Stande ein freundschaftliches Gespräch führen konnte.“ Goethe selbst gedenkt der neuen Maulbeerpflanzungen in einem Briefe an seine Schwester vom 12. Dezember 1765: „Noch verschiedenes von Leipzig. Man kann sie jetzo die Maulbeerstadt nennen, indem rings herum solche Bäume und Hecken gepflanzet sind, die zwar sehr von den Preusen ruiniret worden, doch aber jetzo soviel als möglich hergestellet sind.“ Von anderer Seite freilich wird sehr über den Staub geklagt, der die Spaziergänger belästigte. Der besuchteste Teil dieser Allee war jener, der sich vom Barfußpförtchen bis an das Thomaspförtchen erstreckte. Er hieß die „Promenade“, und in den Abendstunden besonders war es hier sehr lebendig. Der Leipziger Kupferstecher Johann August Rosmäsler hat in einem als Sitten- wie Trachtenbild ausgezeichneten großen Stich aus dem Jahre 1777 jene Partie in der Gestalt erhalten, wie sie der junge Goethe noch gekannt hat. Es ist wirklich ein Vergnügen, die stutzerhaft gekleideten, elegant frisierten Jünglinge — es sind vermutlich Studenten — mit ihren galanten Verbeugungen, chapeau bas stolzierend, die Herren und Damen der guten Gesellschaft zu beobachten, wie sie miteinander konversieren, sich komplimentieren und Artigkeiten sagen oder in Nachdenken versunken allein vor sich hinschlendern. Von Zeitgenossen wurde behauptet, unter den Promenierenden befänden sich auch dem Namen nach bekannte Leipziger, u. a. neben

einigen Professoren die beiden Schwestern Stock, die Töchter des Kupferstechers. Goethe hat sich später (im Jahre 1776) in einem Briefe an seinen Herzog, gelegentlich eines Besuches in Leipzig, etwas mokant über die Leipziger Promenade ausgesprochen und seine Worte klingen fast wie eine Erläuterung unseres Stiches: „Da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern, und kann nicht sagen, wie sich mein Erd-



Eingang in den Rosenthal
nach der Natur gezeichnet und gestochen von J. A. Rosmaesler in Leipzig

geruch und Erdgefühl gegen die schwarz-, grau-, streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind." Es war das erstemal, daß er nach seiner Studentenzeit wieder nach



Blick auf Apels Garten von der Promenade (dem jetzigen Dittrichring) aus
Gemälde von Alexander Thiele

Leipzig kam. Zur Erklärung jener Worte dient aber seine Stimmung, die nicht zum besten war. An Frau von Stein schrieb er gleichzeitig: „Nun hier! (in Leipzig). Alles ist wies war, nur ich bin anders."

Außer der Promenade luden die „vor dem Thore" gelegenen Gartenanlagen zu genußreichem Verweilen in Gottes freier Natur ein. Öffentliche Gartenanlagen gab es damals noch nicht, dagegen betrachteten es schon im sechzehnten Jahrhundert wohlhabende Kaufleute als Modesache, Luxus zu treiben mit kunstvoll hergerichteten Gärten, die sie sich vor der Stadtmauer anlegten und von denen sich eine Anzahl in Plänen erhalten hat. Aus ihnen allein können wir indessen den Enthusiasmus Goethes nicht nachfühlen, der einmal an die Schwester schreibt: „Die Gärten sind so prächtig als ich in meinem Leben etwas gesehen habe, ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von der Entree des Apelischen, der ist königlich. Ich glaubte das erste mahl ich käme in die Elysischen Felder." Der Garten, in der Gegend der jetzigen Dorotheen- und Promenadenstraße, im Westen der Stadt gelegen, in der Tat der schönste von allen ähnlichen Anlagen, war zum Teil in Form eines großen Fächers angelegt mit zahlreichen Alleen und Spaziergängen in französischem Geschmack. Auf dem höchstgelegenen Punkte lag eine Terrasse, die mit den vier Statuen des Jupiter, der Juno, des Mars und der Venus, Werken des Dresdner Hofbildhauers Balthasar Permoser (von dem der plastische Schmuck des Dresdner Zwingers herstammt) geschmückt war. Eine davon ist erhalten und stand noch vor kurzem an den beiden Grundstücken am Eingang der Dorotheenstraße. Der Besitzer war derselbe Handelsherr, dem Apels Haus am Markte gehörte. Neben Apels Garten gehörten der Großbosische, vor dem Grimmischen Tore (zu Seiten der jetzigen Nürnberger Straße) und der Kleinbosische (Promenadenstraße) und „Lehmanns" Garten zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Von demselben Rosmäsler und aus dem nämlichen Jahre wie das Promenadenbild stammt der „Eingang in ‚den' Rosenthal", eine Ansicht des bekannten Stadtwaldes, dem Zachariä in seinem „Renommisten" folgende Verse gewidmet hat:

> Da, wo vor Ranstädts Thor der krummen Pleiße Wellen
> Mit stillem, sanftem Lauf an grüne Küsten schwellen,
> Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,
> In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
> Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
> Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
> Hier sieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
> Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön'

Von dem beschilften Rand auf Gohlis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen theilen.
Hier thürmet sich das Grün der Eichen in die Höh';
Dort wird der Buchen Laub zur schattigen Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen,
Des dunklen Lindengangs Schattierungen zu brechen.

Zu Goethes Zeit war indessen das Rosental noch nicht in dem Maße in Aufnahme, wie es später der Fall wurde, wenn es auch für Naturschwärmer schon damals seinen Reiz gehabt hat. Der Spazierweg nach Gohlis wurde erst 1777 auf Anregung und teilweise auf Kosten des Hofrats Böhme, der das Gohliser Schlößchen später bewohnte, geschaffen. Es ist bekannt, wie Gellert, der für seine Person die Erlaubnis hatte, auf den Wegen reiten zu dürfen, auf seiner lammfrommen Schecke dort Erholung in freier Natur suchte, und auch der junge Goethe sich zu stimmen suchte und auf „poetisches Wildpret" ausging, daß aber „in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen".

Mit dem Rosental haben wir bereits die Umgebung Leipzigs betreten, die dem, der sich nicht einfach auf einen Spaziergang „ums Thor" beschränkte, zu mancherlei Vergnügungen, leiblichen Genüssen und zu allerlei Kurzweil einlud. Wie heutigentags noch, bot sich da den Studenten Gelegenheit, akademische Bräuche zu üben, und man fand Anlaß genug zur Ausgelassenheit, zu harmlosen Späßen und zum Kommersieren. In gewissen Kreisen der Studentenschaft war Kaffee damals ein bevorzugter Trank und Kuchen eine beliebte Speise. In Zachariäs „Renommisten" ist Gohlis „das Land süßer Kuchen"; berühmter aber noch ist der auch von Goethe besuchte Kuchengarten in den sog. Kohlgärten in Reudnitz, östlich von Leipzig, der jahrelang von dem Kuchenbäcker Samuel Händel zur größten Befriedigung des Publikums und der „Kuchenmusen" bewirtschaftet wurde. Diesen Kuchengarten beschreibt der Verfasser des „Galanten Leipzig" also: „Der vornehmste Ort, wo sich die Meisten hinverfügten, war ohngefähr eine kleine halbe Stunde von der Stadt abgelegen; er wurde das Kuchenhaus genennet. Es ist dieses ein Haus, woran sich ein Garten mit vielen Sommerlauben befindet, und es wird in diesem Hause Kuchen, Caffee, Bier, Taback und Pfeifen verkauft; man kann dabey ohne Entgeld sich in dem Garten vergnügen, welcher aber freylich nicht nach der Kunst angelegt ist. Hier sind unterschiedene Leute beysammen, die sich ganz wohl mit einander vertragen sollen: wenn man das erstemal an diesen Ort kommt, so scheint es, als ob Jahrmarkt



Der Kuchengarten in Reudnitz
Nach einem Aquarell

da gehalten würde, oder als wenn ein Edelmann Hochzeit hielte und sich mit seinen Gästen auf eine grüne Wiese oder in den schattigen Wald verfügt hätte, um daselbst dem unschuldigen Spiele der Bauern, die er auf seine Kosten tractirt, zuzusehen." Hier war es, wo Goethe seinen mit allerhand Bombast und mit klangreichen Machtworten ausstaffierten Hymnus auf Händel, eine Parodie auf den Prolog des Professors Clodius, zur Eröffnung des Leipziger neuen Komödienhauses am 10. Oktober 1766, an die Wand schrieb. Die Tonart dieser Parodie muß wohl für ähnliche Herzensergüsse, die die Wände des Kuchengartens -- wie Goethe meint — „verunzierten", vorbildlich gewesen sein, denn noch im Jahre 1781 erschien eine Broschüre „Der Spaziergang in den Kuchengarten", in der Händel und seine Wirtschaft mit nicht minder klangreichen Worten gepriesen wird. Der Merkwürdigkeit halber hier nur einige Verse dieser — wohl ebenfalls studentischen — Lyrik eines aller Wahrscheinlichkeit nach aus Leipzig stammenden Musensohnes:

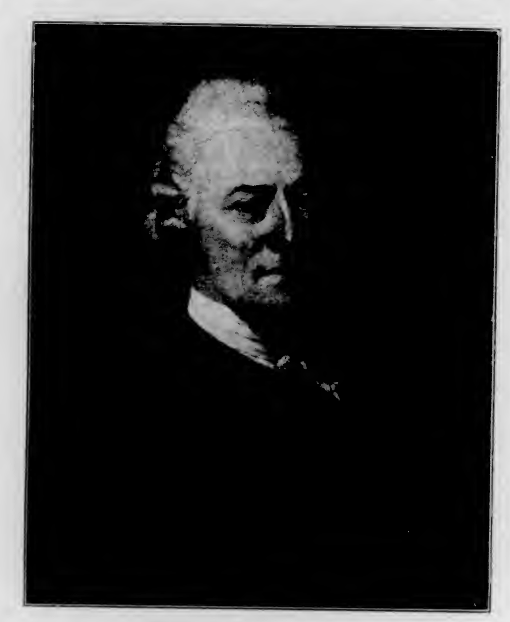
Jetzt Muse, stütze mich, du bist doch niemals spröde,
Beseele zwiefach mich, da ich von Händeln rede;
Ein freundschaftlicher Mann, wo man froh trinkt und zehrt,
Der selbst Geschmack versteht und ihn auch andern lehrt.
Sein Kaffee zeugt hiervon, Beweise giebt sein Kuchen,
So lange Sommer ist, will ich den Mann besuchen.
Sein Garten ist ein Ort, der den Kohlgarten ziert,
Den man mit Lust beschaut, in dem man gern spaziert;
Das Gasthaus des Geschmacks für beiderlei Geschlecht,
Das ist sein schönes Haus, — Getroffen, bravo, recht!

Und dann heißt es, an den Eingang von Goethes Strophe anklingend, in jämmerlichen Versen und noch schlechterem Deutsch:

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden steigt,
Dich zu vergleichen wird dem Dichter jetzt nicht leicht,
Sein Kirschkuchen geht weit, das thut noch mancher sehn,
Und Stollen bäckst du auch, die bis nach Riga gehn.
Was soll ich endlich noch, vom Hannsbeerkuchen sagen?
Daß er vortrefflich schmeckt und vielen stärkt den Magen,
Pfannkuchen backen Sie und alle Sorten Kuchen,
Bei Sie, Herr Händel, kann man nach Geschmack aussuchen.

Über Reudnitz und den Kuchengarten führte den Dichter öfter auch der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Sellerhausen, wo „der Fürst der Leipziger Buchhändler", wie er allgemein hieß, oder „der erste Buchhändler der Nation", wie ihn Wieland einmal genannt hat, Philipp Erasmus Reich (1717—1787) ein Landgut besaß, das er im

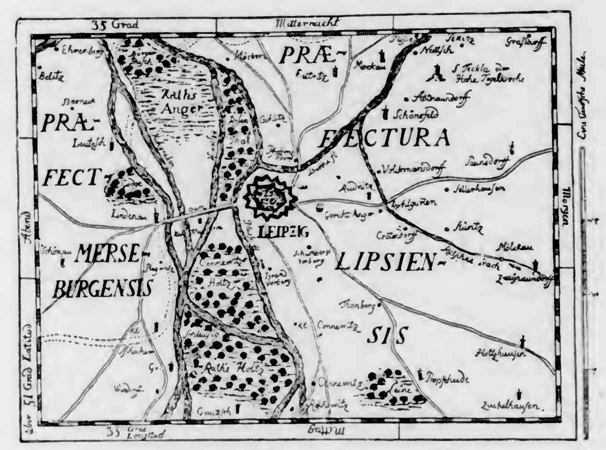
Sommer bewohnte. Reich war Geschäftsführer und seit 1762 Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung, vornehm als Geschäftsmann und groß als Organisator im Buchhandel. In seinem Hause verkehrten die Leipziger Schöngeister und Künstler, er war es auch, der sich namentlich von Graffs Meisterhand eine Galerie von Freunden und zeitgenössischen Berühmtheiten malen ließ, die nach dem Tode von Reichs Gattin in den Besitz der Universitätsbibliothek überging. Goethe hat nicht nur in Leipzig



Philipp Erasmus Reich
Ölgemälde von Anton Graff

viel in seinem Hause verkehrt, sondern mit ihm auch nachmals namentlich wegen Lavaters Physiognomik in geschäftlicher Beziehung gestanden. Ein Fußweg, den der Dichter auf der Reudnitzer Flur öfters gewandert sein soll, der jetzt aber verschwunden ist, hieß später der „Poetenweg".

Die in der näheren und weiteren Umgebung von Leipzig liegenden „Bierdörfer", wie sie der Student jetzt nennen würde, verzeichnet eine mit kurzen Versen versehene, die Güte der Wirtschaften und gewisse ihrer Vorzüge und Nachteile launig charakterisierende kleine Landkarte, die



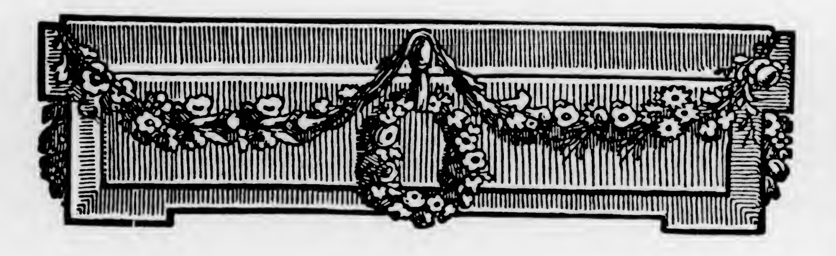
Leipziger Studentengeographie

„Leipziger Studenten Geographie", ein praktischer Ratgeber für eben angekommene Musensöhne, denen nach einem unter der Karte angebrachten Gedicht eingeschärft wird:

> Die Lage einer fremden Gegend kennen,
> Der Städte Pracht und ihre Nahmen nennen
> Ist nichts, ist bloße Theorie;
> Allein, in Städten hübsche Mädchen küssen,
> Des Dorfes Bier und seine Stärke wissen,
> Ist practische Geographie.

Es ist ein Scherz, der in den siebziger Jahren in den Studentenkreisen beliebt war; erfunden war er von einem Studenten Werner, der ihn einem Freunde ins Stammbuch gezeichnet hatte; er wurde viel weiter verbreitet, dann in Kupfer gestochen, kam 1773 in den Handel, wurde aber von der Bücherkommission konfisziert. Goethe wird ihn vermutlich schon gekannt haben.



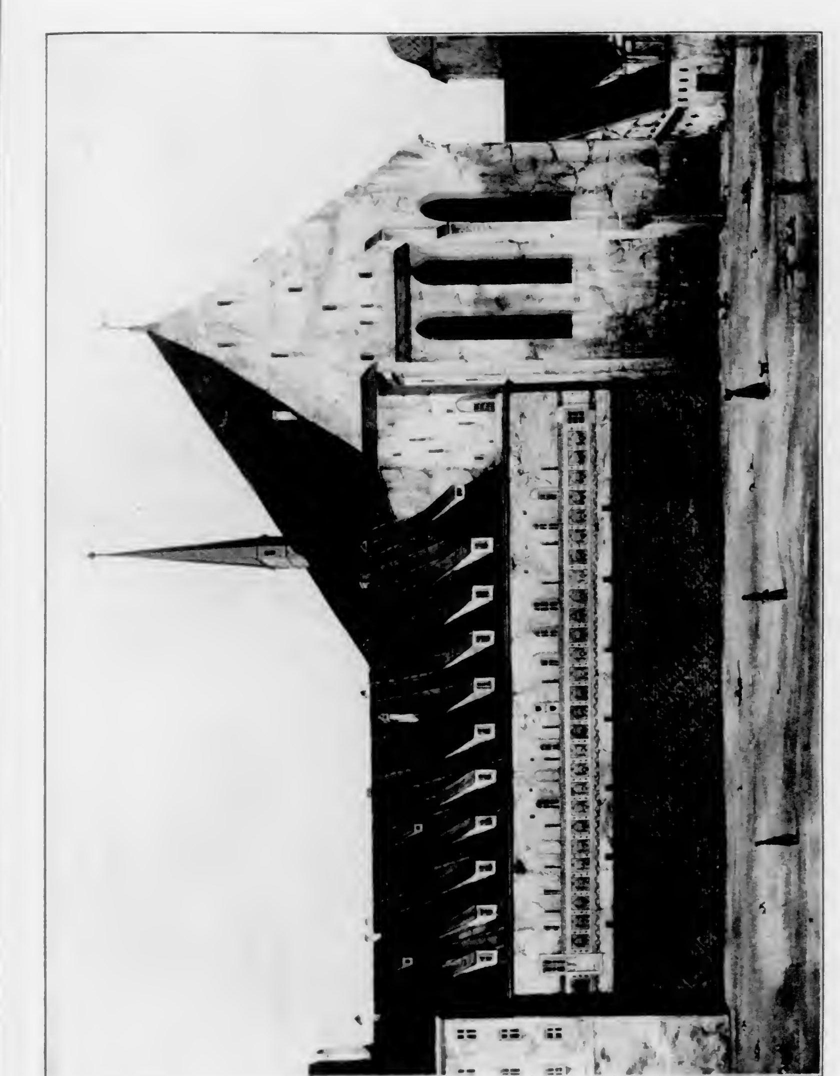


II

Die Universität. Professoren und Studenten

Die Universitätsgebäude

Der große Häuserkomplex, den wir jetzt vielfach schlechthin die „Universität" nennen — das unregelmäßige Vieleck, das von dem Augustusplatze, der Grimmischen, Universitäts- und der an der ersten Bürgerschule hinführenden Schillerstraße begrenzt wird — hat sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mehere Male von Grund auf verändert. Die erste bedeutende Umgestaltung ging zu Anfang der dreißiger Jahre vor sich, als den dringenden Bedürfnissen der Zeit entsprechend ein Teil der alten Klostergebäude abgebrochen wurde, das alte Paulinum vom Boden verschwand und an seiner Stelle nach Schinkels Plänen der das „Augusteum" genannte Neubau mit seiner Front dem Augustusplatze zu errichtet wurde. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurde dann die Häuserreihe auf der Grimmischen Straße von dem sog. Fürstenhause an bis an das Tor, wo das Café Felsche steht (das einzige Haus, das nicht mehr der Universität gehört, sondern Privatbesitz ist) abgebrochen, und in dem sog. Paulinerhofe gingen mehrfach Veränderungen, z. B. durch Errichtung des nach einem früheren Universitätsrektor Börner genannten Bornerianum vor sich. Die jüngste und gründlichste Umgestaltung fand in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts statt und wurde 1897 beendet. Nach Plänen und unter Leitung von Arwed Roßbach erhielt das 1831—1834 nach Plänen von Schinkel erbaute, an der Fassade mit Skulpturen von Rietschel geschmückte Augusteum, das auch im Innern vollständig umgebaut wurde, eine neue Fassade, ebenso die Paulinerkirche, die ebenfalls im Innern restauriert wurde. Endlich aber wurden die alte, noch aus der Klosterzeit stammende Bibliothek im



Das Paulinum und die Paulinerkirche vom jetzigen Augustusplatze aus



Das sogen. Mittel-Paulinum (Mittelgebäude im Universitätshof)

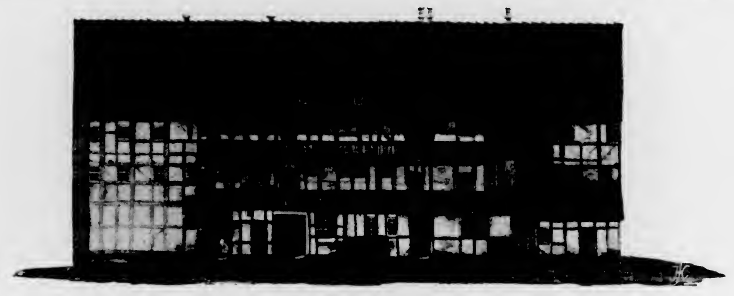


Das Grimmische Tor und die Paulinerkirche von der Grimmischen Straße aus

Hofe, das erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erbaute Senats- und Konviktsgebäude und ein großer Teil der Häuserreihe an der Universitätsstraße abgebrochen und durch zweckmäßige Neubauten ersetzt. So hat denn die Universität beinahe ein ganz neues Gesicht erhalten. Freunde vergangener Zeiten mögen bedauert haben, daß der altertümliche Kreuzgang mit seinen verblichenen Wandbildern (die übrigens erhalten worden sind) den Neubauten zum Opfer fiel, aber man mußte sich doch sagen, daß auch die Gegenwart ihr Recht hat und das Alte aus vielen Gründen nicht mehr zu halten war. An die alte Zeit, an jene Jahre, in denen der junge Dichter in Leipzig weilte, erinnert jetzt nur noch die Paulinerkirche, die man trotz mehrfacher Erneuerungen und Veränderung in der Architektur, auf jeder alten Abbildung sofort wiedererkennt.

Wenn wir versuchen, das alte Quartier, wie es bis in dieses Jahrhundert hinein bestanden hat, vor unseren Augen wiedererstehen zu lassen, so muß zunächst daran erinnert werden, daß die Universitätsgebäude ursprünglich die Räume des Dominikanerordens oder, wie die Ordensbrüder in Leipzig hießen, der „Pauliner" (da das Kloster dem Apostel Paulus geweiht war) gewesen sind. Nach Einführung der Reformation war das Kloster vom Herzog Moritz der Universität geschenkt worden; es wurde in den Jahren 1543—1546 durch den Rektor Kaspar Börner vollständig umgebaut und für die Zwecke der Universität hergerichtet. Im wesentlichen haben sich die damals umgestalteten Bauten, die schlechthin den Namen „Paulinum" führten, bis zum Jahre 1830 erhalten gehabt. Das an die Paulinerkirche nach links angrenzende Gebäude war das Paulinum; ursprünglich das Schlafhaus der Mönche, dann Wohnungen für die Studenten enthaltend, grenzte es direkt an die Stadtmauer an, ist also in unserer Abbildung von der Rückseite gesehen. Es war ein Backsteinbau, dessen untere Hälfte mit über Eck gestellten Quadraten von grünen glasierten Ziegeln netzartig geschmückt war. Darüber zog sich ein Fries hin, in dessen Feldern sich, ebenfalls aus grünem glasierten Ton, Christusköpfe als Schmuck befanden. Der Schmutz dieses fünfzig Stuben und Kammern enthaltenden Gebäudes, teilweise auch die Unreinlichkeit seiner Bewohner, Feuchtigkeit und schlechte Luft sollen jeder Beschreibung gespottet haben. Hinter dem Paulinum lag ein Hof, ebenfalls ein Teil der Klosteranlage, der „man aber nach und nach so viele Zwischen- und Nebengebäudchen angehängt hat, daß es Mühe kostet, jene herauszufinden". Quer vor lag das sog. Mittel-Paulinum, das im Jahre 1845 durch ein Stockwerk erhöht und auch sonst mehrfach umgestaltet wurde. In dem Durchgang, von wo aus man zu den Räumen der Universitätsbibliothek

gelangte, befanden sich die alten, früher aber übertünchten Wandmalereien. Die dritte Ansicht zeigt uns einen Blick auf die Paulinerkirche von der Grimmischen Straße, also von Norden aus; rechts gewahrt man noch einen der schönen Renaissanceerker des Fürstenhauses, links am Rande das Grimmische Tor etwa an der Stelle, wo jetzt das Café Felsche liegt. Zwischen der Kirche und der Grimmischen Straße lag ein kleiner Friedhof mit Grüften und Grabsteinen; hier wurden die „Universitäts-Verwandten" bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beigesetzt. Die schönen Seitenkapellen mit den hohen Giebeln wurden im neunzehnten Jahrhundert abgebrochen, als das an der Straßenflucht stehende sog. Mauricianum erbaut wurde. Bei der durchgreifenden Veränderung, die die Universität

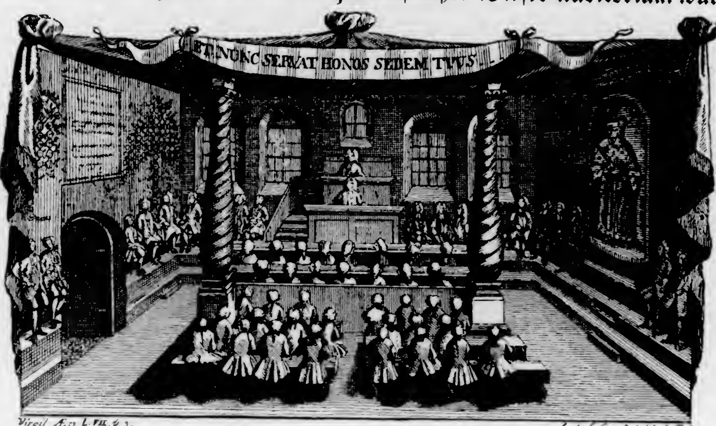


Die Bursa Bavarica
Nach einem Aquarell

in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erfuhr, verschwand auch das Grimmische Tor.

Die Universität war aber keineswegs auf das beschriebene Häuserviertel beschränkt. Die ältesten Universitätsgebäude, die von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren 1409 den aus Prag nach Leipzig übergesiedelten Professoren und Studenten überwiesen wurden, befanden sich wie zum Teil jetzt noch auf der Ritter- und Petersstraße. Zu ihnen kamen im Laufe der Zeit noch andere Kollegiatsgebäude hinzu. Schon frühzeitig, wenige Jahrzehnte nach Gründung der Universität, waren die sog. Bursen entstanden, Kollegienhäuser, in denen die unbemittelten Studenten untergebracht wurden. Neben Privatbursen, an deren Spitze ein Magister stand, gab es auf der Nikolaistraße die Bursa Saxonica, auf der Ritterstraße die Bursa Bavarica, an deren Stelle 1834—1836 die alte Buchhändlerbörse (jetzt Konviktsgebäude, Ritterstraße 12) erbaut wurde. Ein Blick auf diesen Bau, dessen Hofseite wir hier nachbilden, bestätigt, daß manche Studenten

„in elenden Löchern, wo sonst niemand wohnen mag" Unterkunft suchen mußten. Die einzelnen Fakultäten mit ihren Hörsälen und Instituten waren zur Zeit, als Goethe in Leipzig studierte, folgendermaßen untergebracht: das theologische Auditorium befand sich im sog. Paulinerkollegium am alten Neumarkt (der jetzigen Universitätstraße); im Hofe, zwischen dem sog. Fürstenhause und der Paulinerkirche, der Grimmischen Straße entlang, lagen der botanische Garten und das anatomische Theater; das medizinische im sog. „Schwarzen Brett", dem großen Fürstenkollegium an der Ritterstraße, ebendaselbst das philosophische, und das juristische endlich im Petrinum an der Petersstraße. Dieses Auditorium wurde



Der Hörsaal der Juristenfakultät

im Jahre 1773 durch ein neues ersetzt. Das alte, in dem Goethe noch gesessen, ward aber als sehr stattlich gerühmt. Der Saal wurde in der Mitte von zwei Säulen getragen; an den Wänden, an denen Fürstenporträts und die sog. arbores consanguinitatis und affinitatis (die im Juridicum jetzt noch vorhandenen Stammbäume, die die Verwandtschaft nach Kognaten und Agnaten bildlich darstellen) angebracht waren, standen auf erhöhtem Podium die Bänke. Nur erlauchte und graduierte Personen durften dort sitzen*), wie noch 1770 mit Androhung scharfer Strafe,

*) In Göttingen und auf der Karlsschule in Stuttgart wurde derselbe Rangunterschied beobachtet. Vgl. das Xenion:

Die Hörsäle auf gewissen Universitäten
Prinzen und Grafen sind hier von gemeinen Hörern geschieden.
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

unter Umständen der Relegation, in Erinnerung gebracht wurde. In den unteren, nicht erhöhten Reihen saßen die Studenten, und zwar auf Stühlen, die sie bezahlen mußten, woraus man schließen möchte, daß sie mehr „zuhörten“ und „nicht so unsinnig nachschrieben“, wie einmal den Angehörigen der theologischen Fakultät vorgeworfen wird, obschon Goethe sich rühmt, daß er anfangs einen hartnäckigen Fleiß im Nachschreiben entwickelt habe. Hier fanden auch die juristischen Promotionen und die diesen vorhergehenden Disputationen statt. Goethe hat sich an ihnen beteiligt, was ihm wichtig genug war, um, wie er schreibt, „bey seinem ersten öffentlichen Eintritt in die Ackademische Welt nicht zu stolpern, sich mit ziemlicher Behutsamkeit darauf vorzubereiten“. Es war im Mai 1767, als sein Freund Christian Gottfried Hermann seine Thesen zu verteidigen hatte. Unsere Abbildung, die genau der Beschreibung entspricht, stellt das Innere dieses juristischen Hörsaales in einer von dem Leipziger Kupferstecher Sysang gestochenen Vignette dar, die sich in dem 1741 zur Säkularfeier der Einweihung des Saales von dem damaligen Ordinarius Rechenberg verfaßten Einladungsprogramm befindet. Die Bibliothek endlich, wie wir sahen im sog. Mittel-Paulinum, die damals gegen 12000 Bände, daneben aber eine ganze Anzahl von Gemälden, die sie jetzt noch bewahrt, sowie auch „Curiositäten“ besaß, war auf zwei Säle, einen Bücher- und einen Lesesaal, beschränkt. Sie diente aber zuzeiten auch für Vorlesungen. Zu den Unterhaltungen nämlich, die man dem Hofe und dem Kurfürsten gern bot, der zur Messe kam und sich huldigen ließ, gehörte es, daß neben Besuchen auf der Kunstakademie Professoren ihm in der Bibliothek Vorträge hielten oder naturwissenschaftliche Experimente machten — „und das muß man doch auch hören“, schreibt Goethe an Cornelia. Bei dem Fürstenbesuche im Oktober 1767 ließ sich der Kurfürst an drei Tagen seines Aufenthaltes Vorträge halten, die sich natürlich, soweit es möglich war, auf seine Person und sein hohes Amt zuspitzten. Hofrat Hommel handelte da von dem alten kursächsischen Lehnrechte, Dr. Segern „Vom Ursprunge der Kurfürsten“, Professor Heinsius über die Frage: „Ob die Astronomie in der Staatskunst einen Einfluß und Nutzen habe“ — eine Frage, die er übrigens bejahte —, Hofrat Bel über „Die Historie als die Lehrmeisterin der wahren Staatskunst“, Dr. Ludwig über seine afrikanischen Reisen, Professor Clodius las eine kritische Beurteilung der Dichter vor, Hofrat Böhme sprach über Heinrich IV., König von Frankreich, Ernesti über die Mittel, der Gelehrsamkeit aufzuhelfen, Gellert von den Vorzügen der alten Schriftsteller vor den neueren. Goethe versäumte die Vorlesungen am vorletzten Tage, um sich mit der Schwester zu „unterhalten, ob-

gleich Gellert dieses Amt heute mit verrichten wird“. Am letzten Tage wurde Professor Winckler befohlen, elektrische und physikalische Experimente vor den hohen Herrschaften vorzuführen, „wobei der Klang durch hölzerne Leisten, so durch drei Zimmer geführet waren, als etwas Neues mit vorgestellt wurde.“ Dreizehn Tage hat sich der Hof damals in Leipzig aufgehalten, denn auch den Sehenswürdigkeiten der Messe wurde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Professoren

Das Haupt der Universität, der Rector magnificus, wechselte mit jedem Semester, so daß das hohe Amt an möglichst viele Professoren gelangen konnte und von einzelnen öfters bekleidet wurde. So ist Gottsched in den Jahren von 1738 bis 1756 nicht weniger als fünfmal Rektor gewesen. Wegen der hohen Bedeutung des Amtes, das dem Träger den Purpur verlieh, führte der Rektor den Titel einer hochedelgeborenen Magnifizenz; die Stadtsoldaten mußten vor ihm in seiner Amtstracht das Gewehr präsentieren. Goethe war von dem Professor der Philosophie Carl Günther Ludovici, der am 16. Oktober sein Amt angetreten hatte, immatrikuliert worden (s. o. S. 4); bei seinem Weggang von Leipzig, im August 1768, war Hofrat Böhme Rektor. Die Wahl fand im großen Fürstenkollegium in der Ritterstraße, in dem sog. „schwarzen Brett“ statt (jetzt Ritterstraße 5—9 und Goethestraße 3—6, wo überall Neubauten stehen) und wurde den im Hofe harrenden Studenten auf ein Zeichen der Glocke verkündet. An der Spitze einer jeden der vier Fakultäten stand ein Dekan, dessen Amt in der Juristen- und in der medizinischen Fakultät „beständig“ war; in der letzteren war es mit der Professur der Therapie verbunden. Der Dekan der Juristenfakultät führte den Titel Ordinarius. Nach dem Vorbild der Universitäten Prag und Paris war sowohl das Kollegium der Professoren wie die Studentenschaft in vier Nationen eingeteilt, deren jede eine bestimmte Ländergruppe umfaßte und ihr eigenes Wappen führte. Aus diesen vier Nationen wurde der Reihe nach der Rector magnificus gewählt. Zur Meißnischen Nation gehörte das Kurfürstentum Sachsen und Thüringen; zur Polnischen die Ober- und Niederlausitz, Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn; zur Sächsischen im wesentlichen Norddeutschland bis an den Rhein und die außerdeutschen Länder im Norden; zur Bayerschen oder Fränkischen Süddeutschland, Österreich mit den meisten seiner Kronländer, Italien, Spanien und Portugal. Goethe war demnach Mitglied der Bayerschen

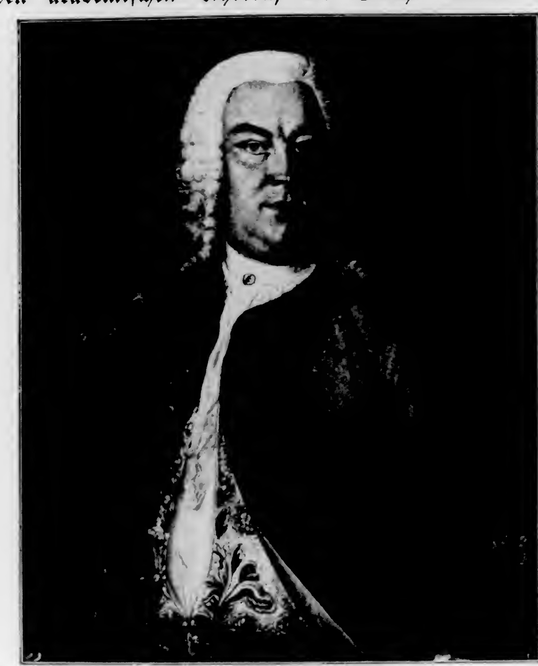
Nation. Diese Einteilung nach Nationen ist erst im Jahre 1830 aufgehoben worden.

Die juristische Fakultät zählte fünf, die philosophische neun ordentliche Professoren; außerordentliche Professoren besaß jede Fakultät. Die Herren machten zuerst einen großen Eindruck auf den wenige Tage alten Studenten. „Sie können nicht glauben," so heißt es in einer Nachschrift an den Vater in einem Briefe an Cornelia, „was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah", eine Begeisterung, die sich wohl auch durch seinen stillen Wunsch erklärt, selbst einmal akademischer Lehrer zu werden, weshalb er geneigt war, den ersten Eindruck der ihn faszinierenden Herrlichkeit wie den Nimbus eines künftigen Berufes ahnungsvoll zu bewundern. Am 21. Oktober 1765 begann Goethe seine Studien. Er hörte Institutionen, Rechtsgeschichte, Pandekten und ein Privatissimum „über die 7 ersten und 7 letzten Tittel des Codicis", außerdem Staatengeschichte bei Professor Böhme und ein Kolleg über Ciceros „Gespräche vom Redner" bei Ernesti. „Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an." Zwei Jahre später ist er mit dem Gang seiner Studien dermaßen unzufrieden, daß er namentlich in der Jurisprudenz infolge der mangelhaften Dispositionen des Dozenten seine Unwissenheit eingestehen muß. „Die Pandeckten", so heißt es in einem Briefe an die Schwester, „haben mein Gedächtniß dieses halbe Jahr her geplagt und ich habe warrlich nichts sonderlich behalten. Unser Docente hats auch sauber gemacht und ist biß ins 21. Buch gekommen . . . So ist mirs auch mit den Instituten, mit der Hist. Juris gegangen, die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Eckel die Ohren voll und die letzten da wissen sie nichts." Über Pandekten las damals Friedrich Gottlieb Zoller, über Institutionen Friedrich Plattner, über Dekretalien Carl Ferdinand Hommel, der Juristenfakultät Dekan und Ordinarius, „des Codicis" Professor war Friedrich Alexander Kühnhold, der Juristenfakultät Senior, dessen Substitut Johann Theophilus Seeger war.

In Dichtung und Wahrheit führt er weiter die Gründe aus, die ihn vom Besuch der Kollegien abhielten, namentlich der Philosophie, die ihn „keineswegs aufklären wollte", und Logik, die trivial zergliederte, was er längst schon zu wissen meinte, bis das materielle Schwergewicht der Leipziger Pfannkuchen, die zu Faßnacht auf dem Thomaskirchhofe verkauft wurden, die Pflicht des Kollegienbesuchs (bei Professor Winckler) überwog. Das mag eine Zeit lang so gegangen sein, aber sein Gewissen regte sich doch auch wieder, wenn er sich vergegenwärtigte, wie er so ganz und

gar seinen Pflichten zuwiderhandelte. So verstehen wir den vielleicht guten Vorsatz in einem Briefe an Behrisch (vom 17. Oktober 1767) zu Beginn des Wintersemesters: „Auf den Montag fangen die guten Studia mit Macht an, ich habe jetzo ebensoviel Dummheit im Kopfe als ich brauche um fleißig zu sein."

Von den akademischen Lehrern, die Goethe kennen lernte oder



Johann Christoph Gottsched
Gemälde von E. G. Haußmann

hörte, war jedenfalls Magister Johann Christoph Gottsched (1700 bis 1766), damals schon seit über vierzig Jahren in Leipzig, der berühmteste — wenigstens gewesen. Denn sein Ansehen war stark im Erbleichen, und nur als gefallene Größe lernte ihn der junge Dichter kennen, als er ihn mit Schlosser besuchte. Die komische Situation mit der großen Allongeperücke, wegen der Gottsched seinen Diener ohrfeigte, wird nicht dazu beigetragen haben, bei den Besuchern die Ehrfurcht vor dem eingebildeten, herrschsüchtigen alten Herrn zu vermehren. Goethe ge-

denkt denn auch seiner fast nur mit Hohn und Spott. Indessen imponierend wirkte doch seine Erscheinung, wegen der bekanntlich die Werber für die Riesengarde König Friedrich Wilhelms I. ihn einst mit lüsternen Augen betrachtet und verfolgt hatten. Recht lustig beschreibt ihn Goethe poetisch in einem Briefe, den er bald nach seiner Ankunft in Leipzig an Freund Riese nach Frankfurt richtete:

Gottsched ein Mann so groß alß wär er vom alten Geschlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philister gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja so sieht er aus und seines Cörperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schue.
Wollt ich recht ihn beschreiben; so müßt ich mit einem Erempel
Seine Gestalt dir vergleichen, doch dieses wäre vergebens.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich sah den großen Mann auf dem Catheder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es dir gestehn,
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht
So wüßte man es gleich weil er stets prahlend spricht.

Seine berühmte Lebensgefährtin Luise Adelgunde Viktoria, geborne Kulmus (geb. 1713), war bereits im Jahre 1762 gestorben. Gottsched hatte sich über ihren Verlust zu trösten gewußt und trotz seines Alters nochmals gefreit. „Du weißt doch er hat eine Frau. Er hat wieder geheurathet, der alte Bock! Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um.“ Er starb am 12. Dezember 1766.

Grundverschieden in Charakter, Wesen und Statur war der berühmte Fabel- und fromme Liederdichter Christian Fürchtegott Gellert (1715 bis 1769). Er hatte 1743 in Leipzig promoviert, sich das Jahr darauf habilitiert und wurde 1750 außerordentlicher Professor der Weltweisheit. Er wohnte im großen Fürstenkolleg (jetzt ein Neubau) an der Ritterstraße. Von allen, die ihm näher getreten oder ihn auch nur in seinen Liedern und Fabeln kennen gelernt hatten, war er geliebt und verehrt, und seine Popularität war weit über Leipzigs Weichbild hinaus groß und unbestritten. Außer seinen Kollegien hielt er ein Praktikum ab, in dem seine Schüler unter seiner Leitung zur Ausbildung in der deutschen Sprache Aufsätze anzufertigen hatten, die er durchsah und besprach. Bei seiner überaus ausgebreiteten Korrespondenz war sein Einfluß in der Feststellung einer mustergültigen deutschen Schriftsprache von Bedeutung, und schon in den ersten Wochen seines Leipziger Aufenthaltes hat der junge Goethe von Gellerts Lehrsätzen viel gelernt. An die Schwester schreibt er

im Dezember: „Was willst Du von mir lernen? . . . So wollen wir es machen Schwester. Schreib Deine Briefe auf ein gebrochenes Blat und ich will Dir die Antwort und die Critick darneben schreiben. Aber lasse Dir vom Vater nicht helfen. Das ist nichts. Ich will sehen wie Du schreibst. Jetzo werde ich den Anfang machen. Mercke diß: ‚schreibe nur wie Du reden würdest und so wirst Du einen guten Brief schreiben.“ Das sind genau die Lehren, die Gellert im Kolleg oder Praktikum vortrug. Sonst stand aber der Meister in der Auffassung des Studiums stark im Widerspruch mit der Art, wie der Schüler die Wissenschaften



Gellert vor seinen Studenten im Hörsaal
Wachsrelief von Carl Leißer

traktierte und das Leben zu genießen verstand. Von Gellerts Grundsätzen kann man sich am besten eine Vorstellung machen, wenn man die „Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt“, liest, eine moralische Abhandlung, die seinem bekannten Gesangbuchsliede gleich in den Worten gipfelt: „Lebe so auf der Akademie, wie du einst in deinem Alter gelebt zu haben wünschen wirst!“ In einer zweiten Abhandlung hat er sich dann über „die Fehler der Studirenden bey der Erlernung der Wissenschaften insonderheit auf Akademien“ verbreitet. Seine Lehren gehen dahin, daß man die Sprachen und Schönheiten der Alten erfassen müsse. „Es ist einem Studirenden nothwendig sich in der lateinischen

Sprache zu üben; es ist seine Schande und oft zeitlebens seine Schande es nicht genug gethan zu haben." Aber auch die Muttersprache muß man üben: „Man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Ämtern durch Briefe, durch andere schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen."

Seine Lebensgewohnheiten waren einfach und stadtbekannt. Täglich



Christian Fürchtegott Gellert
Marmorrelief von A. F. Oeser

konnte man ihn im Rosentale zu seiner Erholung antreffen. „Ich reite täglich eine Stunde," so schreibt er 1767 an einen Freund, „auch im Winter eine halbe; habe ein stilles und gutes Pferd aus dem Stall Ihres lieben Prinzen Heinrichs (von Preußen), habe nie reiten gelernt, scheue keine Witterung, nicht Regen noch Schnee, nur den Wind, der mir Husten und Hüftweh verursachet." Er war sehr zeitig gealtert und ein starker Hypochonder, fast stets kränklich und sehr nervös, deshalb auch in seinen täglichen Gewohnheiten sehr vorsichtig und konsequent: „weil ich ohne

Kräfte und Säfte bin," schreibt er in dem genannten Briefe. Mit Geduld hat er aber seine Leiden getragen: „Gott verleih: uns Geduld und Ergebung in seinen heiligen Willen, die beste Arzeney des Christen." Als zu Ende des Jahres 1768 seine „Schecke", alt und sanft „wie ein Lamm", gestorben war, ließ es sich sein eigener Landesherr nun nicht nehmen, ihm ein „churfürstliches" Pferd zu schenken, aber „so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen



Johann Gottlob Böhme
Gemälde von Anton Graff

seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes, junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen." Man sollte nach diesen weinerlichen Worten meinen, man habe einen Greis in hohen Jahren vor sich — Gellert war aber erst vierundfünfzig Jahre alt, als er am 13. Dezember 1769 das Zeitliche segnete.

In nähere Berührung als zu Gellert, dessen frommkirchliche Sinnesweise und Katechisation dem jungen Studenten nicht nach Geschmack waren, trat Goethe zu dem Hofrat Johann Gottlob Böhme (1717—1780) und

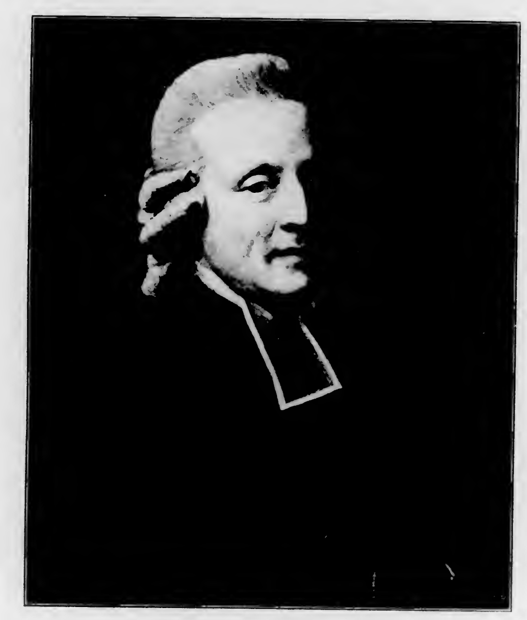
zu dessen Gattin, einer feingebildeten Dame, die mit ihren Anstandslehren, gesellschaftlichen Formen und auch durch ihr Glaubensbekenntnis in literarischen Dingen sich eines bedeutenden Einflusses zu erfreuen hatte. Er wohnte auf der Petersstraße in Hohmanns Hause (jetzt Nr. 15). Böhme hatte seit 1741 in Leipzig studiert, war Schüler des Historikers Mascow gewesen, in der Beredsamkeit aber auch von Gottsched, mit dessen Familie er sehr befreundet war. Seit 1751 war er außerordentlicher, seit 1758 nach Jöchers Tod ordentlicher Professor der Geschichte und des Staatsrechts, auch Historiograph, nachdem er zwei Jahre zuvor zu Gottscheds Gunsten auf die Nachfolgerschaft Christs in der Professur der Poesie verzichtet hatte. Die Professur erhielt aber nicht Gottsched, sondern Bel. Er hat auch lateinische Gedichte verfaßt, als Staatsrechtslehrer entschloß er sich aber „den Musen gute Nacht zu sagen". Infolge einer ehrenvollen Berufung an die Universität Utrecht im Jahre 1766, die er indessen ablehnte, wurde er zum Hofrat ernannt. „Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann", so wird er kurz von Goethe charakterisiert. Nach einer anderen Nachricht „soll er einen außerordentlichen Stolz haben, den er aber als ein sehr feiner Hofmann geschickt zu verbergen weiß". Den Studenten gegenüber nahm er geradezu eine herausfordernde Stellung ein. Im Sommersemester 1768 war er Rektor magnificus. Bei seiner Antrittsrede eiferte er „heftig wider die akademischen Freiheiten und dadurch öfters entstehenden Ausschreitungen der hier studierenden Jugend; dabei er ausdrücklich sagte, daß er alle Unordnungen als das beständige Comödien gehen, in großen Gesellschaften reiten und fahren, das nächtliche Vivat-Rufen und dergleichen, gänzlich abgeschafft wissen wolle". Er setzte es mit anderen Professoren wirklich durch, daß die Theateraufführungen auf zwei Abende wöchentlich beschränkt wurden (s. S. 69). Sein anmaßendes Wesen war mit eine der Ursachen zu dem Studententumult, der am Ende des Sommersemesters zu den schlimmsten Erzessen ausartete. Seine erste Gattin, die Frau Hofrätin Marie Rosine geb. Görz, möchten wir gern etwas näher kennen als es leider möglich ist. Die Gottschedin, die mit ihr befreundet war, entwirft folgende Beschreibung von ihr: „Das beste Herz, sehr viel Eifer für ihre Freunde, viel Bereitwilligkeit diese zu verbinden, viel Gelassenheit in allen Fällen besitzt diese gefällige Frau, die durch ihr angenehmes, stilles Wesen so gefällt." Auch Goethe spricht von ihr nur in Worten höchster Achtung und Verehrung. Sie war sehr leidend und starb noch während seines Aufenthaltes in Leipzig im Februar 1767. „Quoique morte j'aime, j'estime la conseillere Böhme, plus que toutes les belles vivantes. Elle avoit le coeur grand et droit, une tendresse extraordinaire et un genie pliable... En verité j'ai toujours suivi ses avis, ses conseils, et ce n'est qu'en haissant le jeux que je l'ai offensé", so heißt es in einem mit der Schilderung in Dichtung und Wahrheit übereinstimmenden Briefe an Cornelia. Leider besitzen wir von ihr keine Bildnisse, denn das schöne Frauenbildnis von Graff in der Dresdner Galerie, das Gegenstück zu dem Porträt Böhmes, stellt seine zweite Gattin dar, Christiane Regine, geborene Hetzer. Übrigens ist Böhme in den Besitz des idyllischen Schlößchens in Gohlis, das er von Oeser ausmalen ließ, durch seine zweite Gattin, die es geerbt hatte, gelangt. Goethe hat also in ihm nicht verkehrt, wie vielfach angenommen wird.



Christian August Clodius
Gemälde von Anton Graff

Der Professor der Philosophie Christian August Clodius (1738 bis 1784), der bei seinen Zeitgenossen als Gelegenheitsdichter sehr beliebt war, gab ob seiner bombastisch aufgeputzten Gedichte der studierenden Jugend zu manchem Spott Anlaß. Er war kaum den Lehrjahren entwachsen, als er 1760 eine außerordentliche Professur in Leipzig erhielt, der vier Jahre später die Ernennung zum Ordinarius folgte. Die Professur der Dicht-

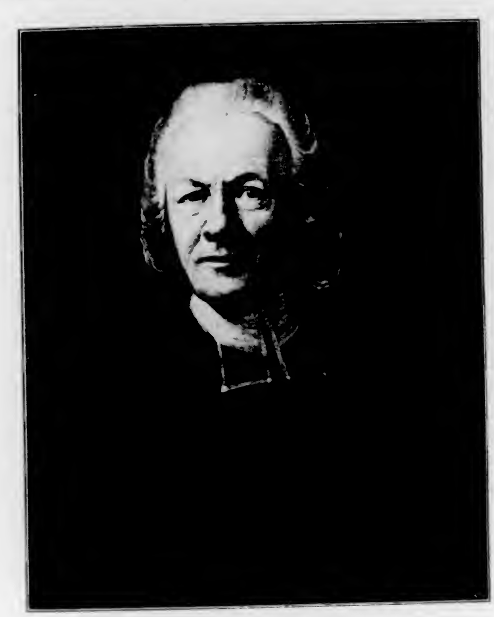
kunst erhielt er erst zwei Jahre vor seinem Tode. Aber schon als Goethe ihm nahetrat, hatte er sich literarisch einen Namen gemacht, sowohl als Kritiker wie als Dichter: 1767 bis 1769 veröffentlichte er die „Versuche über die Litteratur und Moral", auch ein Lustspiel „Medon oder die Rache des Weisen" hat er in schwülstigen Versen verfaßt. Wie Gellert leitete er in einem Praktikum sprachliche und dichterische Übungen der Studenten, ihre Versuche schulmeisterlich verbessernd. Auch Goethe legte



Friedrich Nathanael Morus
Gemälde von Anton Graff

ihm das seiner Meinung nach nicht übel gelungene Hochzeitskarmen zu Ehren seines Frankfurter Oheims zur Kritik vor, mußte sich aber einen scharfen Tadel über Idee und Ausführung gefallen lassen. Dafür machte er die von Clodius bei Eröffnung des neuen Theaters am 6. Oktober 1766 gehaltene schwülstige Rede zum Gegenstand einer lustigen Gegenkritik in dem bekannten Gedicht auf den Reudnitzer Kuchenbäcker Samuel Händel. Das Gedicht wanderte von Mund zu Munde und wurde 1769 in J. C. Rosts „Vermischten Gedichten" auch gedruckt.

Mit Worten warmer Anerkennung wird Samuel Friedrich Nathanael Morus (1736—1792), seit 1761 habilitiert, seit 1768 außerordentlicher, seit 1771 ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur, später als Nachfolger Ernestis Professor der Theologie, erwähnt. Auf dem letzteren Gebiete lag seine eigentliche Stärke. Seine besuchtesten Vorlesungen waren die über die biblische Exegese und über christliche Moral, denn er war auch Kanzelredner. Goethe, der ihn am Mittagstisch



Johann August Ernesti
Gemälde von Anton Graff

bei Ludwig kennen gelernt hatte, schätzte ihn als klassischen Philologen. Ihm vertraute er sich, nachdem er bei andern in seiner Liebhaberei für das klassische Altertum kein Entgegenkommen gefunden, und die Frau Hofrätin Böhme seine „schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses unbarmherzig niedergemäht hatte" in der Ungewißheit seiner Neigungen vertrauensvoll an, und er hatte die Genugtuung, verstanden und belehrt zu werden, wenn Morus' Erfahrungen sich auch vorwiegend auf die Kenntnis des Altertums beschränkten. Alle, die ihn kannten, und

so auch Goethe, rühmten sein liebenswürdiges Entgegenkommen, das ihn zum akademischen Lehrer besonders geeignet machte.

Ein Mann von anerkannter Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bedeutung war Johann August Ernesti (1707—1781), der mit siebenundzwanzig Jahren Rektor der Thomasschule geworden war; 1742 erlangte er die Professur der alten Literatur, 1756 der Beredsamkeit und 1759 der Theologie. Im Jahre 1756 hatte er einen Ruf nach Göttingen erhalten, wo man ihm große Aussichten eröffnete. Um ihn in Leipzig zu halten, verwandte sich u. a. auch Gellert für ihn beim Minister Grafen Brühl. Ernesti sei einer der gelehrtesten, brauchbarsten und fleißigsten Männer: Genie, Wissenschaft, Arbeitssamkeit, ein belebter Vortrag, eine schöne und sehr denkende Schreibart, eine große Kenntnis der alten Sprachen und Werke seien seltene Eigenschaften eines Gelehrten. „Einen Mann, der zwei bis dreihundert Studenten zu Zuhörern hat, wenn er über einen lateinischen Autor lateinisch lieset, bei dem das Auditorium zu enge ist, wenn er über das neue Testament commentirt, das ist vielleicht seit dem Melanchthon in Wittenberg und dem Camerarius in Leipzig nicht erhört", so fährt Gellert in seinem Schreiben an den Minister fort, obwohl, so fügt er offenherzig hinzu, er vielleicht für seine Person gewänne, wenn Ernesti von Leipzig wegging. Als Kritiker und Grammatiker hat er auf dem Gebiete der alten Sprachen Hervorragendes geleistet und als Professor der Theologie mit größtem Erfolg seine exakt-philologische Methode in den Dienst der Exegese der biblischen Schriften gestellt. Von klassischen Autoren hat er, der selbst ein mustergültiges Latein schrieb, u. a. den Xenophon, Aristophanes, Homer, Kallimachos, Tacitus und Sueton herausgegeben und eine mustergültige Ausgabe Ciceros besorgt; auch zahlreiche theologische Schriften hat er veröffentlicht. Lessing fühlte sich ihm zu großem Danke verpflichtet. Im Jahre 1768 gab er seine Archaeologia litteraria heraus, Vorlesungen, die er seit Jahren gehalten hatte, mit der merkwürdigen Einschränkung, daß die Kenntnis der sogenannten Altertümer nur insoweit notwendig sei, als sie zum Verständnis der Schriftsteller gehörten. Goethe hörte bei ihm Ciceros „de oratore libri tres".

Bei Johann Heinrich Winckler (1703—1770), ursprünglich Lehrer an der Thomasschule, seit 1739 außerordentlicher Professor der Philosophie, seit 1742 ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache, endlich seit 1750 Professor der Naturkunde, hörte Goethe Collegium philosophicum et mathematicum, doch ohne jede innere Befriedigung und schließlich auch ohne jedes Interesse, so daß sein „Heft locker wurde".

Erfolgreicher war Winckler in seiner Vorlesung über Physik, denn noch in späten Jahren gedenkt ihrer Goethe in der „Geschichte der Farbenlehre": „Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein Anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winckler in Leipzig, einer der Ersten, der sich um Elektrizität verdient machte, behandelte diese Abteilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind".

Die Studenten

Über die akademischen Bürger, die Studenten oder wie sie im Volksmunde hießen „die Musen", über ihre Art, ihre Sitten und Gebräuche erfahren wir aus Dichtung und Wahrheit sehr wenig, und das wenige gilt nur von einer gewissen Gattung, die den geringsten Teil der Studentenschaft ausmachte. Über die Zahl der Studenten läßt sich nichts Genaues ermitteln. Für die Jahre 1761—1765 ist die Frequenz der Universität auf 740 Studenten im Durchschnitt auf das Jahr, für die Zeit von 1766—1770 auf 716 im Durchschnitt berechnet worden. Diese Zahlen sind vielleicht etwas zu niedrig, doch ist zu berücksichtigen, daß die Ungunst der Zeit, namentlich der siebenjährige Krieg mit seinen Folgen, der Leipziger Hochschule sehr geschadet hat. In ihrer Art unterschieden sich nach Goethes Charakteristik die Studenten, wenigstens die von zu Hause besser Gestellten von ihnen und solche, die in guten Familien Verkehr hatten, sehr beträchtlich von ihren Kommilitonen an andern Universitäten. „In Leipzig konnte ein Student kaum anders als galant sein." Der Begriff des Galanten wurde von Zeitgenossen so erklärt: „Was heuer galant ist, das heißt übers Jahr altmodisch. Die Galanterie in Kleidern ist gar nicht zu determinieren. Kurz aber davon zu reden, heißt es nichts anders, als alle neue Moden mitzumachen, und dieses so oft als etwas neues aufkommt. Jedermann suchet galant zu sein. Gemeiniglich hält man denjenigen vor galant, der heut zu Tage halb teutsch, halb französisch redet, und weil dieses in der teutschen Welt ungemein eingerissen ist, so giebt man auf den Discours derer Menschen genau Achtung." Hierzu kommt natürlich noch der Begriff des Hübschen, Feinen, Wohlanständigen, wie im „Renommisten" das Wort erläutert wird:

> Selbst die Galanterie, die Göttin, deren Macht
> Die alte deutsche Welt fein und gesittet macht.

Goethe hat sich diesen örtlichen Eigentümlichkeiten bald anbequemt. Zwar schreibt er im Oktober 1765 an Riese nach Frankfurt: „Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es

auch nicht." Allein schon im August des folgenden Jahres, als sein Herz Käthchen Schönkopf gehörte, muß er sich in einem Briefe seines Freundes Horn nachsagen lassen: „Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet." Die Leipziger Mode war nun allerdings anders als die in andern Städten. Zachariä nennt die „aufgeputzte Reih' der Moden deutscher Lande" in Dresden, Wien, Augsburg und Berlin:

> Jedoch die artigste von diesen Moden allen
> War Leipzigs Mode. Schön und sicher zu gefallen,
> War sie nicht allzu steif und auch nicht allzu frei;
> War stets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu.
> Französisch halb, halb deutsch, beglückt in ihren Wahlen
> Und eine Pythia von den Provinzialen.

Wir wissen, welchen Einfluß die Frau Hofrätin Böhme auf die Veränderung von Goethes Kleidung, deren altväterischer Geschmack in Leipzig auffiel, gehabt hat. Daß der Frankfurter Student, wie Horn schreibt, unter allen seinesgleichen aufgefallen sei, ist kaum glaublich. Er wird den Typus jener Leipziger Studenten angenommen haben, deren stutzerhaftes Einherstolzieren dem Fremden auffiel, wie ja auch schon Zachariä im „Renommisten" dem Stutzer die Frage vorlegt:

> Gehst du beständig so wie aus dem Ei geschälet,
> Und sind die Haare stets in dem Toupee gezählet?
> Mon cher, (versetzt Sylvan), wir leben hier galant:
> In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adelstand,
> Und vendre bleu! wer wird in Kleidern schlechter gehen,
> Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen sehen?

Es wäre freilich ein großer Irrtum, wollte man die Leipziger Studentenschaft lediglich nach Galanterie, Eleganz und guten Sitten beurteilen. Zunächst fehlte den meisten Studenten das, was Goethe immer reichlich besessen hat: Geld. Leipzig war vielleicht mehr als andere Hochschulen eine Universität der Armen. Bemittelte, Adlige und Patriziersöhne waren der übrigen Masse gegenüber in starker Minderheit. Viele Studenten lebten in bitterster Armut, sie waren angewiesen auf die Freitische der Bürger, mußten sehen, wie sie sich den Lebensunterhalt, selbst durch untergeordnete Arbeit, verdienten und wohnten in Stuben und Kammern, deren Lage und Ausmöblierung, „schlecht und abenteuerlich", oft jeder Beschreibung spotteten. Der menschenunwürdigen Wohnungen

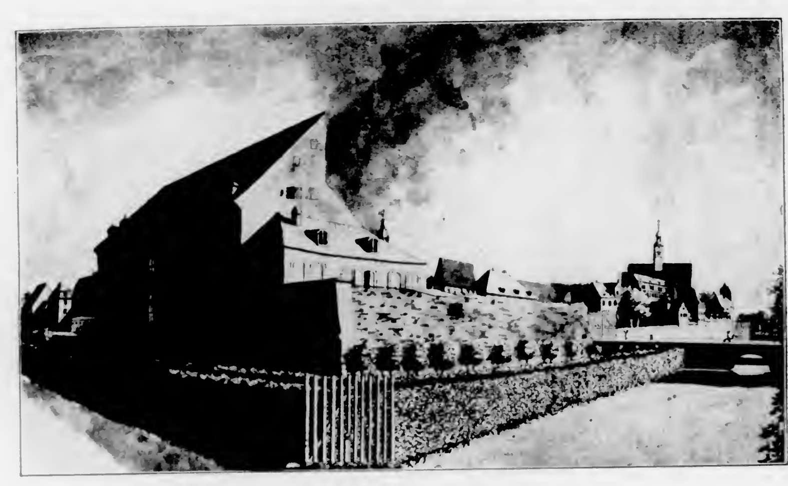
im Paulinum an der Stadtmauer wurde bereits gedacht. „Die langen schwarzen Säle sind dunkel und von den vielen Schlafkammern stets mit widrigem Geruch angefüllt. Wer sollte glauben, daß ein Mensch im Stande wäre, nur einen Tag in solchem elenden Kerker auszuhalten." Die „Pauliner" waren arme Theologen, die sich mühsam durchs Leben helfen mußten: „Einer kocht, einer spaltet Holz, einer trägt Wasser oder andere Sachen herbei. Bald hört man Flöte, bald Klarinette, bald Geige, bald Harfe, bald Baß, bald Klavier, bald Fagott, bald Jubel und Lärmen." Überhaupt sagte man den Theologen (die „Dreilingsbrüder" hießen, „weil in der Gegend, wo ein theologischer Professor mit Beifall liest, schon um zehn Uhr vormittags kein Dreierbrot mehr zu bekommen ist"), da sie auf ihr Äußeres gar nichts gaben, allerhand garstige Dinge nach: sie hätten die Eigenschaften des Kapuzinerordens an sich, und man könne sie und ihr Studium an dem Geruche herausfinden. Dagegen erfreuten sich die Juristen eines guten Ansehens; vom Studium und von der Arbeit schienen sie aber nicht viel halten zu wollen: „unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihre Lehrer statt . . . Sie führen selten Portefeuilles, keine Dintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, schreiben nicht so unsinnig nach, und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschchen nähern" — so werden sie in dem „Leipziger Studenten" am Ende des Jahrhunderts beschrieben. Zu Goethes Zeit wird's nicht anders gewesen sein. Nach dem „Galanten Leipzig" soll von gewissen Studenten folgende Lebensregel gelten:

> Nichts kann gesünder seyn, als Morgens früh studiert,
> Des Nachmittags geschmaußt, des Abends courtisiert;
> Ist dann die Zeit zu kurz, so nehmt darzu die Nacht,
> Und also wird die Zeit in Leipzig zugebracht.

Mit dieser Lebensweisheit hat es sicher ein großer Teil der Studentenschaft gehalten. Dabei hat es an Raufereien und Zechereien nie gefehlt — die Leipziger Studentengeographie (s. o. S. 39) war ja der praktische Führer „des Dorfes Bier und seine Stärke" zu ergründen. Neben der damals schon gern getrunkenen Gose war das Merseburger Bier sehr beliebt. Es war sehr schwer und wurde „wegen seiner natürlichen Hitze", zumal in „hitzigen Tagen" mit Wasser verdünnt, aber es war ein verlockendes Getränk, von dem Goethe, der unter seiner Wirkung zu leiden hatte, später an die Klettenberg schreibt: „das erstemal schauert man, und hat mans eine Woche getrunken, so kanns man nicht mehr lassen".

Daß studentische Exzesse zu Tumulten ausarteten, die die ganze Stadt

in Aufregung versetzten, zeigt der große Studentenaufruhr — der „Musenkrieg“ — der in die letzten Wochen von Goethes Leipziger Aufenthalt fällt und in der Literatur viel besprochen worden ist. Auch Goethe erzählt bekanntlich von diesen „akademischen Großthaten“, die Sache war aber doch nicht so harmlos, wie er sie darstellt. Unmittelbare Veranlassung war die Zahlung des Torgroschens, die den Studenten von jeher verhaßt war und schon manchen Anlaß zu Mißhelligkeiten gegeben hatte. Als Ursache wird Einschränkung der akademischen Freiheit angegeben, besonders das Ungeschick des damaligen Rektor magnificus, des Hofrates Böhme, der sogar auf die Beschränkung des Theaterbesuches mit hingewirkt hatte, sowie die Roheit der Häscher und Ratsknechte und besonders der Stadtsoldaten, der wegen ihrer bunten Uniform sogenannten „Stadtmeisen“ oder „Mesen“, die allerdings auch immer die Zielscheibe studentischen Mutwillens gewesen sind. Auch das nächtliche Vivatrufen „auf denen Universitätspläzen und das Singen verschiedener Studenten-Lieder, sowohl daselbst als in Prozessionen durch die Gassen der Stadt“, in Leipzig ein alter, unbeanstandeter Brauch, waren Hofrat Böhme zuwider. Die Unruhen begannen, nachdem es schon vierzehn Tage zuvor zu Reibereien mit den Häschern und Ratsknechten gekommen war, am 26. Juli, wo das jährliche große Vogelschießen gefeiert wurde. In der Geßnerschen Schenke in Plagwitz demolierten „die Studenten alles, was ihnen vorkommt, Krüge, Gläser, Fenster und Ofen. Es kamen auch die Bauern der Schenkin zu Hilfe, welche aber durch 50 Studenten zurückgetrieben wurden“, so heißt es in einer gleichzeitigen Chronik. „Den 31. als Sonntags abends gingen 50—60 Studenten durch das Petersthor, welche kein Thorgeld geben wollten. Da kam es mit denen Stadtsoldaten zum Handgemenge, ein Soldat aber, so die Wache hatte, wurde von denen Studenten auf den Peterskirchhof getragen, die Flinte genommen und mit Schlägen übel tractieret.“ Die weiteren Einzelheiten des Tumults zu erzählen, würde hier zu weit führen. Am 25. August trat eine kurfürstliche Kommission zusammen, die mit der Untersuchung der Unruhen und der Bestrafung der Missetäter betraut war. Es wurden im ganzen 70 Studenten festgenommen und in die Pleißenburg abgeführt. Schließlich wurden am 12. Oktober elf Studenten mit Gefängnis bestraft, aber nach einigen Wochen schon begnadigt. Auch Stadtsoldaten und Ratsknechte erhielten zur Satisfaktion der Studenten empfindliche Strafen. Goethe war am 28. August bereits von Leipzig abgereist.



Das Komödienhaus
Radierung von Johann Salomon Richter

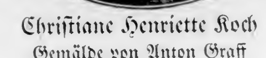
III

Theater und Konzert

In der Stadtgeschichte bezeichnet während des Dichters dreijährigem Aufenthalt ein Ereignis eine wichtige Tatsache: die Einweihung des neugebauten Komödienhauses am 10. Oktober 1766. Es war ein dringendes Bedürfnis, dem mit diesem Bau abgeholfen wurde. Das ehemalige Theatergebäude, in dem auch Goethe gewesen ist, befand sich in Quandts Hofe, zwischen der Ritter- und Nikolaistraße. Am 9. Oktober 1766 fand darin die letzte Vorstellung statt, dann wurde das Gebäude zum Speicher umgebaut, als was es bis zu seinem Abbruch 1895 benutzt wurde. Es war seit dem Jahre 1749 im Gebrauch gewesen; Schönemann hatte mit seiner Truppe da gespielt, dann Koch. Dieser hatte schon im Jahre 1751 mit der Begründung „daß sein itziger Platz in so genannten Quantischen Hofe allhier in Ansehung des Theatri zu Comoedien alzuklein, zu Opern aber gantz und gar unbrauchbar ist“, den Kurfürsten gebeten, ihn mit der „alten, eingefallenen, unnutzbaren Rannstäder hiesigen Bastion nebst daran befindlichen zu Erbauung eines regulairen Opern- und Comoedienhauses benöthigten Platze zu begnadigen“.

Aber erst vierzehn Jahre später kam der Plan zur Ausführung. Die Bastei hatte vom damaligen Administrator Sachsens, dem Prinzen Xaver, der Kaufmann Zehmisch und zwar unentgeltlich überlassen erhalten. Die innere Einrichtung des Baues wird von den Zeitgenossen gerühmt. Der Zuschauerraum war länglichrund. Das Parterre hatte ein räumlich abgesondertes Orchester, und, da es für stehende Zuschauer eingerichtet war, nur rundherum Bänke. Es lag etwas tief, weil die Bühne nicht hoch war, stieg aber schräg von der Bühne in die Höhe und konnte überbrückt werden. Der Zuschauerraum hatte drei Ränge mit Logen, von denen





Christiane Henriette Koch
Gemälde von Anton Graff



Heinrich Gottfried Koch
Stich von Bause

einige sehr geräumig, die kleinsten aber doch für sechs Personen eingerichtet waren. Man konnte von allen Plätzen die Bühne gut übersehen, und auch in den entfernteren Logen war die Akustik gut. Die Decke war von Öser gemalt. Das Gebäude hat bis zum Jahre 1817 gestanden, wo das jetzige „alte" Theater gebaut wurde. Bei der feierlichen Einweihung des alten Komödienhauses wurde von den kurfürstlichen Hofkomödianten nach einer Weiherede von Clodius unter Leitung Kochs, Schlegels „Hermann", sodann das Ballett „Von vergnügten Schäfern" und die Komödie „Die unvermuthete Wiederkunft" von Regnard aufgeführt. Für das Hauptstück bei dieser festlichen Veranstaltung, dem „Hermann", hatte Koch neue Kleidungsstücke „im genauesten Kostüm" anfertigen lassen; er selbst übernahm die Rolle des Sigmar, seine Gattin die der Thus-

nelda. Heinrich Gottfried Kochs Name ist mit der Leipziger Theatergeschichte eng verbunden. Er hatte ursprünglich studiert, war dann in die Truppe der Neuberin eingetreten und hatte sich 1749 selbständig gemacht. Abwechselnd hat er in Hamburg, Berlin, Weimar, Dresden und Leipzig gespielt und an diesen Orten großen Ruf genossen. Ein merkwürdiges Mißgeschick, das die künstlerischen Interessen der Leipziger Professoren eigentümlich beleuchtet, widerfuhr ihm im Juni 1768, zwei Monate vor Goethes Abreise. Auf Veranlassung einiger Professoren — es



Karoline Schulze
Gemälde von A. F. Oeser

waren hauptsächlich Hofrat Böhme, der damals Rektor war, und Ernesti — die in der Bühne eine Gefahr für die studierende Jugend erkannten, kam die kurfürstliche Verordnung, daß wöchentlich nur zweimal, Mittwochs und Sonnabends, Theater gespielt werden sollte. Koch suchte ein Vierteljahr die Verordnung durchzuführen, aber trotz der Einschränkung wurde der Besuch des Theaters nicht größer, so daß er mit dem Gedanken umging, seine übrigens sehr ansehnliche Gesellschaft zu entlassen. In dieser schwierigen Lage erhielt er einen Ruf nach Weimar. Aber schon im nächsten Jahre war er wieder zur Ostermesse in Leipzig und auch in den nächsten Jahren ist er hier ein ständiger, gern gesehener Gast. Eine

Konkurrenz gab es für ihn so gut wie nicht, denn wenn zur Zeit der Messe sich ein gewisser Starke, „ein Comödiant", oder Berger sich vorm Petersthore in einer Bude sehen ließen, so handelt es sich hier nur um die Vorstellung untergeordneter Truppen, die Koch nicht zu fürchten brauchte. In seiner zweiten Frau, Christiane Henriette, geborene Merleck (geb. 1731 in Leipzig), hatte er auch im Beruf eine treue Genossin gefunden. Sie trat in tragischen Rollen wie als Soubrette auf und muß in ihrer Erscheinung Eindruck auf die Theaterbesucher gemacht haben. Ein verliebter Hamburger begeisterte sich einst zu den Versen auf sie:

Ja Freundin, Du bist schön: Sonst war mein stärkster Schwur,
Bey Himmel, Lieb und Glück, und Tugend und Natur;
Nun aber wird man mich nicht mehr so reden hören,
Ich werde künftig blos bey Deinem Blicke schwören.

Als Goethe im späten Alter seine Erinnerungen in dem Aufsatze „Leipziger Theater" niederschrieb, gedenkt er, nachdem er die Kochische Gesellschaft erwähnt hat, des „lebhaften Eindrucks, den eine Demoiselle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Ballettmeister, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett, schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Rezitation vielleicht zu scharf, aber durch die Anmut der Jugend gemildert". Es war Karoline Schulze (geb. 1743 in Wien), die später einen Buchhalter Kummerfeld heiratete. Sie war vom April 1767 bis zum Februar 1768 bei der Kochschen Truppe angestellt und trat in Weißes Trauerspiel „Romeo und Julie" auf. In der Rolle der Julie hat sie Oeser gemalt. Im Frühjahr 1767 suchte sie vor ihrem Auftreten sich und ihren Bruder dem Leipziger Publikum durch die Verse zu empfehlen:

Stadt, wo in ihrem Heiligthum
Geschmack und Einsicht glänzen!
Wen du erhebst, krönt wahrer Ruhm
Mit ewig grünen Kränzen.

Laß deines Lobes Melodie,
Laß sie auch uns erschallen.
Süß wird der Fleiß und leicht die Müh,
Befeuert ihn, belohnet sie,
Das Glück dir zu gefallen.

Als Tragödin hatte sie in so hohem Maße ihr Publikum gefesselt, „daß — so schreibt Goethe — wir sie in keiner mindern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten, und sie dann sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten". Diese Verse haben sich erhalten:

O dü, die in dem Heiligthum
Der Grazien verdient zu glänzen,
Auch ohngebeten krönt der Ruhm
Dich mit den besten Kränzen;

Doch soll des Lobes Melodie
Dir immer gleich erschallen,
So gieb dir nicht vergebne Müh'
Durch Tanzen zu gefallen.

Zwei andere Sterne waren es aber noch, deren Glanz damals hell über Leipzig erglänzte und unter den Kunstfreunden der Stadt, unter jung und alt, eine enthusiastische Begeisterung entfachte und, je nachdem sich diese Begeisterung für den einen oder andern Teil in Wort und Tat äußerte, das musikalische Lager der Stadt in zwei Hälften spaltete: Gertrud Elisabeth Schmeling (geb. 1749 in Kassel), eine der ausgezeichnetsten deutschen Sängerinnen der Zeit, nachmals mit dem Violoncellisten des Prinzen Heinrich von Preußen, Johann Mara, vermählt und unter diesem



Gertrud Schmeling
Zeichnung von A. F. Oeser

Namen berühmt geworden, und Corona Schröter (geb. 1751 in Guben), „die Krone", wie sie genannt wurde, die 1776 als Kammersängerin nach Weimar übersiedelte und dort, auch von Goethe, hochgefeiert wurde. Die Schmeling war um zwei Jahre älter als Corona, ihr aber auch in der Kunst überlegen. In ihrer Erscheinung freilich vermochte sie es mit der Schröter nicht aufzunehmen, denn sie war von Jugend auf etwas verwachsen. Ihre Ausbildung hatte sie meist im Auslande genossen, elfjährig erntete sie mit andern musikalisch hochbegabten Kindern in einem Konzert großen Beifall. Nach einer trüben Jugend kam sie mit ihrem Vater 1766 nach Leipzig, wo sie im Spätherbste als erste Konzertsängerin

mit dem hohen Gehalte von sechshundert Talern engagiert wurde. Das Jahr darauf trat sie auch auf der Bühne auf, veranlaßt durch die verwitwete Kurfürstin Maria Antonia, die sie zur Michaelismesse in Leipzig bewundert hatte und ihr die Hauptrolle in einer von ihr selbst komponierten Oper bei der Aufführung in Dresden übertrug. Sie war eine der vielseitigsten Künstlerinnen ihresgleichen. In Leipzig, wo sie namentlich von Hiller in ihren Bestrebungen gefördert wurde, blieb sie bis 1771. Welchen tiefen, nachhaltigen Eindruck ihre Kunst hier auf den Studenten Goethe gemacht hatte, bezeugt ein kleines Gedicht, das der greise Dichter im Jahre 1831 der Künstlerin zur Feier ihres zweiundachtzigsten Geburtstages darbrachte, eine nachträgliche Huldigung nach der Aufführung von Hasses Oratorium Santa Elena al Calvario in Leipzig:

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinster Jugendgabe,
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heiligen Grabe.
Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

Corona Schröter hatte ihr gegenüber einen schweren Stand, denn ihre Stimme hatte frühzeitig nachgelassen. Aber in der Gunst des Publikums blieb sie doch die Bevorzugte „wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten anmuthigen Vortrags". 1763 war ihr Vater zu dauerndem Aufenthalt nach Leipzig übergesiedelt, wo er in Johann Adam Hiller, dem damals gerade die Leitung des erneuten „Großen Konzerts" (dem Vorläufer der jetzigen Gewandhauskonzerte) übertragen worden war, einen Förderer zu finden hoffte. Hiller hat sich Coronas aufs liebevollste angenommen. Er erkannte ihre große musikalische Begabung und ihr schauspielerisches Talent, die er beide so förderte, daß die jugendliche Künstlerin schon im Jahre 1765 in dem Großen Konzerte auftreten konnte. Es blieb den Leipzigern lange unvergeßlich, als sie die jugendliche Schönheit zum ersten Male in dem Saale des Gasthauses „Zu den drei Schwänen" auf dem Brühl — hier fanden die Konzerte bis zur Erbauung des später berühmt gewordenen Saales im Gewandhause im Jahre 1781 statt — in ihrer Kunst und dem Reize ihrer Erscheinung bewundern konnten. Friederike Oeser sagte einmal von ihr (1775): „sie besitzt all diejenigen Vollkommenheiten, die sie als Künstlerin besitzen soll, worunter auch ihre schöne Person mit zu rechnen ist. Aber

sie fügt hinzu: sie sei sonst eine gute Sängerin „gewesen" und „würde eine unserer ersten Schauspielerin sein, wenn sie sich entschließen könnte aufs Theater zu gehen". Sie blieb bis 1776 in Leipzig. Zu ihrer Berufung nach Weimar trug kein anderer bei als Goethe selbst, der schon als Student im Zauber ihrer Persönlichkeit gestanden hatte. Denn sie wurde nicht nur gefeiert, wie es ihre Kunst verdiente, sondern leidenschaftlich geliebt und umworben, aber allen Verehrern gegenüber — auch dem bekannten Leipziger Bürgermeister Müller, der sie zu der Seinigen machen



Corona Schröter
Selbstbildnis. Zeichnung

wollte — blieb sie spröde und unnahbar. Im Hause von Breitkopfs wird Goethe die Gefeierte möglicherweise persönlich kennen gelernt haben. Wie der Schmeling, so war damals auch der Corona seine Muse dienstbar, und er ließ sich bereit finden, ihr zu Ehren für ihre Anbeter Gedichte anzufertigen, die heimlich gedruckt und verbreitet wurden. Dieser Begeisterung des Dichters verdankt vielleicht ein anonymes kleines Gelegenheitsgedicht nach der Aufführung von Hasses genanntem Oratorium im Dezember 1767 seine Entstehung, wo beide Künstlerinnen mitwirkten und „die Wagschalen des Beifalls für beide gleich waren, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der anderen das Gemüt in Betrachtung kam":

An Corona Schröter

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er dich niemals als Helena gehört.

Corona hat in späteren Jahren selbst komponiert und gemalt. Von ihren Selbstbildnissen ist wohl die Kreidezeichnung im Goethe-Nationalmuseum



Johann Adam Hiller
Gemälde von Anton Graff

das schönste: es ist freilich nicht mehr die jugendliche Schönheit, der Liebling des Leipziger Publikums, sondern etwa eine Dreißigerin, deren lockenumrahmtes Gesicht aber immer noch von der Anmut ihrer glücklichsten Zeit verklärt wird.

Im Mittelpunkte des musikalischen Lebens in Theater, Konzert, Kirche und Schule stand die Person von Johann Adam Hiller (1728—1804), der seit 1763 der Leiter des erneuerten „Großen Konzerts" war, später

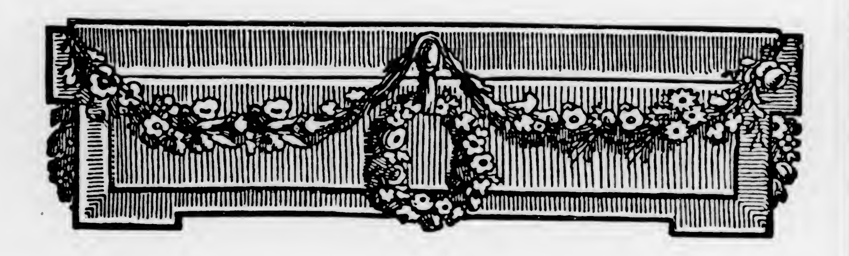
auch Thomas-Kantor, tüchtig als Lehrer, als der er, wie wir hörten, die Schröter und Schmeling ausgebildet hat. Seine Volkstümlichkeit ist wesentlich mit getragen worden durch einen Mann, der in der ganzen Stadt und auch unter den Studenten außerordentlich beliebt war: von Christian Felix Weiße (1726—1804), Kreissteuereinnehmer, zu seiner Zeit aber berühmt durch seine dramatischen Dichtungen (z. B. „Die Poeten nach der Mode"), Tragödien (Romeo und Julie) und besonders durch seine



Christian Felix Weiße
Gemälde von Anton Graff

Singspiele, zu denen Hiller anmutige und beliebte Kompositionen schuf, die beider Namen bekannt machten. In späteren Jahren hat er sich durch seinen „Kinderfreund", eine in vielen Bändchen erschienene Jugendschrift, in ganz Deutschland einen klangvollen Namen verschafft.

In jenem kleinen „Leipziger Theater" (1765—1768) betitelten Abschnitte, der ursprünglich vielleicht für Dichtung und Wahrheit bestimmt war, hat Goethe später die Eindrücke seiner Leipziger Studentenjahre mit kurzen Worten geschildert.



IV

Im Schönkopfschen Hause. Freunde und Genossen

Das erste Semester hatte Goethe den Mittagstisch bei dem Professor der Medizin Hofrat Christian Gottlieb Ludwig (1709 bis 1773) gehabt, der sich hauptsächlich der Arzeneikunde und Botanik gewidmet und bereits vor einem Menschenalter an einer von Kurfürst August II. ausgerüsteten wissenschaftlichen Reise nach Afrika teilgenommen hatte. Die übrigen Tischgäste waren mit Ausnahme von Professor Morus Ärzte, so daß sich die Gespräche vorzugsweise um naturwissenschaftliche Fragen bewegten, deren Besprechung auf den jungen Studenten nicht ohne Einfluß geblieben ist. Da kam zur Ostermesse 1766 der zehn Jahre ältere Jugendfreund Johann Georg Schlosser, Goethes nachmaliger Schwager, auf Besuch nach Leipzig und stieg in dem Schönkopfschen Hause auf dem Brühl (jetzt Nr. 19, ein Neubau) ab. Ein doppelt wichtiges Ereignis für den jungen Dichter. Denn der Verkehr mit dem an Erfahrung und Kenntnissen älteren Freunde gewährte ihm das Gefühl innerer Befriedigung, deren er bei der Unklarheit seiner Studien und seiner Zukunft dringend bedurfte. Durch Schlosser fand er aber auch Eingang in das Schönkopfsche Haus, unter dessen gastlichem Dache er selige Stunden in Fülle genossen, aber auch das Herzeleid erfahren hat, das mit jeder aussichtslosen Liebe verbunden ist.

Die liebliche Tochter des Hauses, die „wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden“, die die Dichtersonne verklärte und unsterblich gemacht hat, Annette oder Ännchen, wie sie Goethe nennt, Anne Katharina Schönkopf, wie sie mit ihrem wirklichen Namen hieß, war um drei Jahre älter als der junge

Dichter. Sie war am 22. August 1746 geboren. Ihr Vater Gottlob Christian Schönkopf (geb. 1716 in Leipzig) war von Beruf Zinngießer, hatte sich auf der Wanderschaft in Frankfurt niedergelassen und hier mit der Tochter des Buchbindermeisters und Bürgerkapitäns Peter Hauck, mit Katharina Sibylla Hauck (geb. 1714), verlobt. Nach ihrer Verheiratung sind beide, wahrscheinlich 1739, nach Leipzig übergesiedelt, wo Schönkopf 1740 das ihm von seinem Vater hinterlassene Haus am Brühl übernahm. Hier wurden ihm fünf Kinder geboren, von denen zwei am Leben geblieben sind: Käthchen und ihr zehn Jahre jüngerer Bruder Adam Peter. Der alte Schönkopf betrieb nicht nur das Zinngießerhandwerk, sondern er war nebenbei Musterschreiber, der die militärischen Stamm-



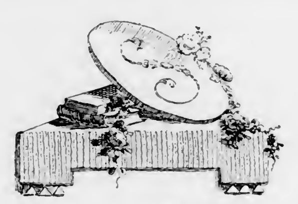
Christian Gottlob Schönkopf



Frau Katharina Schönkopf

rollen und beim Quartieramte militärische Listen zu führen hatte. Im Jahre 1756 gab er sein Handwerk und sein Amt auf, um in seinem Hause einen Weinschank aufzutun, sich auch für die Aufnahme von Fremden einzurichten. Auch einen Mittags- und Abendtisch richtete er ein. Es war keine Gastwirtschaft im üblichen Sinne, sondern ein patriarchalischer Geist, persönliches Interesse und in vielen Fällen auch landsmannschaftliche Beziehungen verbanden die Gäste mit den Wirtsleuten. Eine Tafelrunde von Gästen und dem Schönkopfschen Ehepaar hat sich in sechzehn lebensgroßen Schattenrissen erhalten, die sich jetzt im Goethe-National-Museum in Weimar befinden und irrtümlicherweise Goethe selbst zugeschrieben wurden. Unter diesen Schattenrissen, unter denen sich auch die von Professor Ernesti, Oeser, Hermann befinden, vermissen wir den von Käthchen, denn der weibliche Kopf gibt nicht ihre Züge, sondern die ihrer Mutter wieder. Dagegen lernen wir sie aus einem reizvollen Miniaturbildnis kennen, das in Originalgröße und in getreuer farbiger Wiedergabe

als Titelbild dieses Werkchen schmückt. Der Hintergrund ist grau, das Kleid, mit schwarzen und weißen Spitzen besetzt, himmelblau, das Haar ist gepudert und mit einer Agraffe mit Reiherfedern geschmückt; um den Hals hängt eine Kette mit Kreuz. Es rührt nicht von allzu geübter Hand her und steht künstlerisch nicht ganz auf der Höhe der feinen Miniaturmalereien des achtzehnten Jahrhunderts. Der Verfertiger ist vermutlich jener Richter „von der Malerakademie", der im Oktober 1767 Goethes Miniaturbild angefangen hatte*). „Könnte man nicht", so schrieb damals der Dichter an Behrisch, „wenn er reußierte, so was mit Annetten wagen?" Das Bildchen ist sicher sehr ähnlich gewesen und stellt das liebenswürdige hübsche Mädchen in jener Zeit dar, wo es „ohne Stand und ohne Vermögen" lediglich durch die Eigenschaften des Charakters und der Person





Radierungen von Goethe

die Leidenschaft des kaum siebzehnjährigen Studenten angefacht hatte. Horn gibt in einem Brief vom 3. Oktober 1766 an Moors von Käthchen folgende Beschreibung: „Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen,

*) Dieses Bildchen ist leider verschollen. Goethe erwähnt es in einem Briefe an Behrisch vom 24. Oktober 1767: „Denke, nur, Richter, der auf der Mahler-Akademie, hat gestern aus Grille angefangen mich Miniatur zu mahlen. Er hat mich in der Anlage recht hübsch getroffen, wenn er's nur nicht wieder verdirbt. Wir wollen, um das Ding artiger zu machen, ihm etwas historisches geben, und zwar soll es Herzog Micheln (Lustspiel von Krüger, in dem Goethe mitgewirkt hatte) bey dem: ‚Ey ja, du kämst mir eben' vorstellen. Es ist hernach eine Fleurette, wenn ich es meinem Mädchen schenke. Wie meynst du, könnte man nicht, wenn er reußierte, so was mit Annetten wagen?" Das Bildnis ist vielleicht identisch mit einem, das einmal Bettina von Arnim in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde erwähnt: „Es war gemalt in Leipzig, eh' Du so krank warst, aber schon sehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen, und besonders den Autor des Werther." Es war eine Miniature auf einer goldenen Tabatiere, „wo Du, mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest."

obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben." Goethe spricht sich in demselben Sinne in einem Briefe an die Schwester aus: „La petite Schoenkopf merite, ne pas être oubliée entre mes connaissances vivantes. C'est une très bonne fille, qui a sa droiture de coeur, joint une naiveté agreable, quoique son education ait été plus sevère, que bonne", und ein halbes Jahr später: „Sie ist ein recht gutes Mägden, daß ich sehr liebe, sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lecktüre verwirrt ist, und läßt sich ziehen. Ich werde Ehre mit ihr einlegen, sie hat schon ganz erträgliche, auch manchmal artige Briefe schreiben lernen, aber mit der Orthographie wills nicht fort. Überhaupt muß man die beym sächsischen Frauenzimmer nicht suchen." Zu den Mitteln, „die kleine Zauberin" zu bilden und zu sich emporzuheben, rechnet er in erster Linie gute Bücher, aus denen er vorliest, die er beschafft, empfiehlt, ja später von Frankfurt aus sendet. Und um diesen Büchern für sie einen persönlichen Reiz zu verleihen, radiert er, nach der Überlieferung, ein Bücherzeichen — eine Konsole, auf der einige Bücher liegen und an die ein von einem Rosenzweig umranktes Oval mit einem großen „S" angelehnt ist. Damit aber auch der Vater Schönkopf nicht leer ausgeht, verfertigt er für ihn eine Geschäftsetikette: eine ähnliche mit Weinlaub und einer Traube geschmückte Konsole, auf der drei Flaschen stehen. Auch seine eigenen jugendlichen Arbeiten, für die die Geliebte warme Teilnahme zeigte, las er vor; dann wurde im Hause von Schönkopf oder bei dem schräg gegenüber auf dem Brühle wohnenden Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, dessen älteste Tochter, eine Freundin von Konstanze Breitkopf, sich zur Konzertsängerin ausbildete, Theater gespielt: Krügers „Herzog Michel" und „Lessings „Minna von Barnhelm". Endlich wurde auch musiziert: Goethe sang mit Käthchen Zachariäs Lieder, ihr Bruder, Adam Peter, zeichnete sich



Fräulein Obermann

durch geschicktes Klavierspiel aus; sehr musikalisch waren die Freunde Hermann und Behrisch.

Die Geschichte von Goethes Liebe zu Käthchen ist aus Dichtung und Wahrheit, aus den Leipziger Jugendgedichten und aus der „Laune des Verliebten", von der der Dichter ausdrücklich versichert, daß sie „sorgfältig nach der Natur copirt ist", zu bekannt, als daß sie hier wiedererzählt zu werden brauchte. Einzelheiten dazu enthalten die Briefe an Behrisch, aus denen wir auch erfahren, daß der junge Dichter am 26. April 1766 Käthchen „zum ersten Male sagte, daß er sie liebte". Bei aller Jugendlichkeit war es eine glühende Leidenschaft, die sein Herz erfaßt hatte, während Käthchen, die drei Jahre älter, bei stets gleichbleibender Heiterkeit und Ruhe, vielleicht in dem Maße diese Leidenschaftlichkeit nicht teilte. Sie brachte dem jungen Studenten eine herzliche Zuneigung entgegen und nahm seine Huldigung gern an, aber sie hat sich nie die Hoffnungslosigkeit dieser Studentenliebe verhehlt. Und das war es ja eben auch, was auf dem seelischen Gleichgewicht des jungen Poeten so schwer lastete. Horn durchschaute sehr richtig diesen Gemütszustand, wenn er schreibt, Goethe liebe Käthchen sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, obgleich er wisse, daß sie nie seine Frau werden könne. „Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wiederliebt, wie elend muß er da seyn?"

Zwei Jahre nach der ersten Erklärung war das Verhältnis so gut wie gelöst. Dazwischen liegt all das Glück, daß er uns ahnen läßt, all die Seligkeit, die zwei jugendlich von gegenseitiger Zuneigung erfüllte Menschenkinder empfunden haben, aber auch seitens des Liebhabers ein Maß von Laune, Eifersucht und Tyrannei, das zu ertragen für ein Mädchenherz zu viel war. „Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf", so lautet die letzte Äußerung an Behrisch. Auch von Frankfurt aus hat Goethe diese Freundschaft noch gepflegt. Wir besitzen mehrere Briefe von ihm, in denen sich die bittere Reue über sein Betragen ausspricht. Am 26. August 1769 — am nämlichen Tage hatte er sie im Jahre zuvor das letztemal gesehen — schreibt er ihr: „Wenn ich in Leipzig wäre, da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht. Wie Sie sich dergleichen Specktackel noch erinnern können. Doch nein, wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben. O könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen. Kätgen, ich schwöre es Ihnen liebes Käthgen ich wollte gescheuter sein." Er schickt ihr Bücher zur Lektüre, und in liebevoller Erinnerung an den einstmals Geliebten mag wohl Käthchen die Sendung erhalten haben:

Hiermit bescheinige daß ich von Herrn Reich ein Päckgen von Frankfurt am Mayn empfangen habe.

Leipzig den 24. Januar 1770

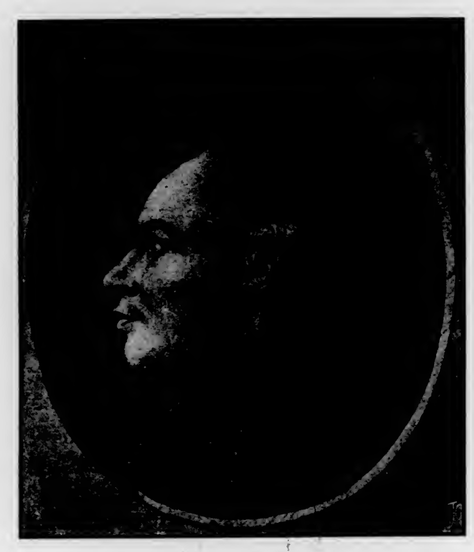
Anna Catharina Schönkopf

Der letzte Brief ist vom 23. Januar 1770 datiert, er klingt nicht mehr resigniert, sondern selbstbewußt: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen, und werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben."

Käthchen vermählte sich am 7. Mai 1770 mit Dr. jur. Christian Karl Kanne, damals designiertem Amtmann in Borna, später des sächsischen Oberhofgerichts, der Juristenfakultät und des Rates zu Leipzig Beisitzer, auch Prokonsul. Er starb am 20. Februar 1806. Aus der Ehe stammte eine Tochter Anna Christiane Sophie (geb. 1774, gest. 1855), die sich mit Dr. Johann Conrad Sickel, später Präsident des Appellationsgerichtshofes zu Leipzig, verheiratete. Käthchen starb vierundsechzigjährig am 20. Mai 1810. Wie schon ihr vier Jahre im Tode vorangegangener Gatte ward sie in dem jetzt noch auf dem alten Leipziger Johannisfriedhof erhaltenen Sickelschen Erbbegräbnis bestattet. Am Fuße ihres Grabes hat ein Nachfahre von ihr einen Gingko biloba, jenen merkwürdigen in China und Japan heimischen Nadelholzbaum mit Blättern pflanzen lassen. Ein von Anton Graffs Hand stammendes Brustbild einer Dame, das mündlicher Überlieferung nach Käthchen als junge Frau darstellen sollte und durch Abbildungen verbreitet ist, hat sich nach der Bezeichnung auf einer Miniaturkopie als Porträt einer kursächsischen Prinzessin feststellen lassen. Käthchens Reliefbildnis schmückt neben dem von Friederike Oeser den Sockel des Leipziger Goethedenkmals. Denn durch die Liebe und die Lieder des Dichters ist auch sie unsterblich geworden, und über ihr sonst in bescheidener Alltäglichkeit verflossenes Leben könnte man die schönen Worte aus Goethes „Euphrosyne" setzen:

Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet.

Das Schönkopfsche Haus hat wohl auch die meisten Freunde Goethes beherbergt, nicht nur an jenen Abenden, wo unter des Hausherrn kunstverständiger Leitung Komödie gespielt wurde, sondern auch zu leiblicher Pflege zu Mittag und zu Abend. Gleichzeitig mit Schlosser war Johann Adam Horn, der etwa um ein halbes Jahr ältere Frankfurter Jugendfreund Goethes, in Leipzig eingetroffen, wegen seiner kleinen Gestalt „das Hörnchen" genannt. Er war „von derben, aber gefälligen Formen: eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen



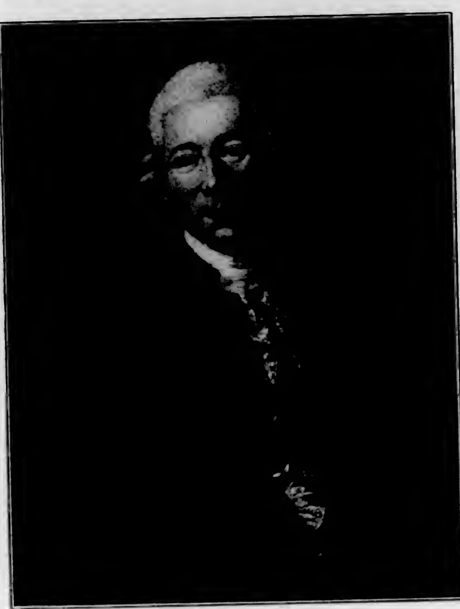
Johann Georg Schlosser
Aquarellierte Zeichnung von Schmoll und Schellenberg

bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien," also ein heiterer Bursche, der sich in Frankfurt an Goethe vor dessen Abreise nach Leipzig angeschlossen und ihn, da er ebenfalls als Poet sein Glück versucht hatte, mehrfach angesungen hatte. Verse, die er damals schmiedete, wie die:

Nun du geliebter Freund! der du nach Leipzig eilest,
Verlaß dein Vaterland! was hilfst, wenn du verweilest?
Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht.
Ins Land, wo man die schönsten und besten Verse macht.

Eil zu den Musen hin, die an der Pleisse wohnen!
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.
Zeig, daß dir deine Muse noch immer günstig ist,
Und daß du auch in Leipzig, wie hier, ein Dichter bist.

stimmten zu der Beschreibung, die uns Goethe von seinem lustigen Wesen gibt. Horn war wie Schlosser ebenfalls bei Schönkopfs abgestiegen, und Goethe freute sich, den Genossen aus der Heimat nun auch in Leipzig zu wissen: „Aber wie froh bin ich, ganz froh. Horn



Christian Gottfried Hermann
Gemälde von Ernst Gottlob

hat mich durch seine Ankunft einem Theil meiner Schwermuht entrissen. Er wundert sich, daß ich so verändert bin":

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden,
Ich weiß sie selbsten nicht.

Ferner finden wir den mehrfach schon genannten Christian Gottfried Hermann (geb. 1743 zu Plauen, gest. 1813 zu Leipzig) unter der Schön-

kopfschen Tafelrunde. „Er war unter den Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältnis bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen . . . Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja, ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deswegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte." Goethe opponierte ihm, als er im Mai 1767 seine Thesen verteidigte. Er war sehr musikalisch, zeichnete und radierte und hielt den jüngeren Freund zum Zeichnen nach der Natur an. Seinen ersten Radierversuch, datiert vom 28. Februar 1767, besitzen wir noch in einer Landschaft bei Möckern, die als Versuch eines Dilettanten beachtenswert ist. Wenn wir uns erinnern, daß Goethe selbst in dem letzten Jahre seines Leipziger Aufenthaltes zur Radiernadel griff und er das eine der damals entstandenen Blätter Hermann widmete, so ist dies wohl der Ausdruck des Dankes für die Anregung, die er von dem älteren Freunde erhalten hatte. Kurz nach seiner Promotion rückte er in die letzte Stelle des Leipziger Rates ein und wurde 1794 Bürgermeister. Auch Justus Friedrich Zachariä (1726—1777), der berühmte, damals schon in den vierziger Lebensjahren stehende Verfasser des „Renommisten", „ließ sich's einige Wochen bei Schönkopfs gefallen", und man tat ihm, „der als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte", mit dem Besten, was Küche und Keller boten, alle Ehre an. Keinem aber von all diesen Genossen stand als treuer, mitfühlender Freund Goethe so nahe wie Ernst Wolfgang Behrisch, der zwar an Jahren (geb. 1738 in Dresden) bedeutend älter war, seine jugendliche Frische aber, die mitunter an Leichtsinn grenzte, sich unvermindert erhalten hatte, dabei auch mit Erfolg die Rolle des beratenden Mentor dem jungen Freunde gegenüber zu spielen wußte. Behrisch war Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau und wohnte nach Briefen Goethes aus der Leipziger Zeit in Auerbachs Hofe, nach Dichtung und Wahrheit in Apels Hause, dem bekannten stattlichen Gebäude am Markte, das über ein Jahrhundert lang dem sächsischen Hofe als Absteigequartier diente. Dieser



Just Friedrich Wilhelm Zachariä

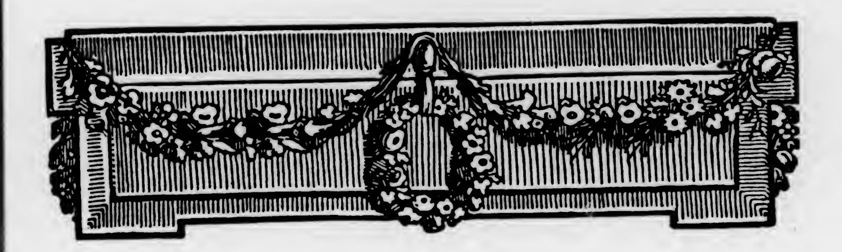
Widerspruch ist so zu verstehen, daß die eine (Hof-) Seite von Apels Hause Auerbachs Hof begrenzte, daß Behrisch offenbar hier sein Zimmer, mithin auch den Blick in Auerbachs Hof hatte. Behrisch studierte schon seit Ostern 1760 in Leipzig. Als Hofmeister des zwölfjährigen Grafen von Lindenau war er eine Respektsperson, die aber von dem Gefühl ihrer Würde nicht immer durchdrungen war, wenigstens glaubte der Vater seines Zöglings, der alte Graf Lindenau in Dresden, auf Grund von allerhand Gerüchten, die vielleicht auch übertrieben waren, die Erziehung seines Sohnes in andere Hände legen zu müssen. Im Oktober 1767 verlor Behrisch seine Stelle, jedoch nur um einen besseren Tausch zu machen, denn er trat in den Dienst des Fürsten von Anhalt-Dessau ein. Er starb 1809 in Dessau. Goethe schildert ihn als wunderlichen Kauz mit allerhand Schrullen und merkwürdigen Gewohnheiten, immer aufgelegt zu Scherz und Späßen, die dem alten Dichter noch im Gespräch mit Eckermann (24. Januar 1830) Anlaß zu froher Erinnerung gaben. Aber Behrisch war doch auch ein Mensch von Gemütstiefe. An ihn sind jene zweiunddreißig Briefe gerichtet, die mit denen an die Schwester Cornelia den unmittelbarsten Einblick in die Leipziger Studienjahre des Dichters gewähren. Demselben Freunde sind auch die „Drei Oden an meinen Freund" gewidmet, in denen der Dichter seinem Schmerz über seinen Fortgang von Leipzig Ausdruck gibt. Denn er hing mit zärtlicher Freundschaft an diesem Manne und machte ihn zum Vertrauten aller seiner Gefühle. Behrisch dankte ihm diese Freundschaft und sucht ihm auf alle Weise zu nützen. Durch seine Kritik des Phrasenhaften wies er Goethe auf das Natürliche und Einfache hin, und er, der selbst ein tüchtiger Zeichner war und auch die Radiernadel mit Geschick zu führen wußte, unterstützte seine künstlerischen Neigungen, wie er auch seine Gedichte säuberlich und fein abschrieb und mit Zierstücken versah. Leider hat sich von diesem eigenartigen Manne, dessen Züge wir schon wegen Goethes Beschreibung gern kennen lernen möchten, kein Bildnis erhalten.

Zu den Mitgliedern der Schönkopfschen Tafelrunde gehörten weiter „einige Livländer", u. a. Friedrich Georg von Lieven (geb. 1748), der seit Ostern 1766 die Leipziger Universität besuchte und mit Goethe zusammen bei Oeser Privatstunden im Zeichnen nahm. Zu dem Kreise gehörte wahrscheinlich auch jener Gustav von Bergmann (1746—1814), mit dem Goethe ein Duell gehabt haben soll. Dieser habe Bergmann einst im Schauspielhause mit andern jüngern Studiengenossen getroffen und Goethe habe, sich zu seinen Bekannten wendend, laut gesagt: „Hier stinkt's nach Füchsen". Da habe Bergmann Goethen eine Ohrfeige gegeben und die Folge davon sei eine Herausforderung zum Zweikampf gewesen, in dem

Goethe am Oberarm verwundet worden sei. In Dichtung und Wahrheit wird davon nichts erzählt. Die ganze Geschichte klingt um so weniger wahrscheinlich, als Bergmann um drei Jahre älter als Goethe war und dieser die Livländer nicht zu der „sehr angenehmen Tischgesellschaft" zählen würde, wenn sich jener Vorgang wirklich zugetragen hätte. Auch Georg Gröning aus Bremen (später Bürgermeister daselbst), Gottlob Friedrich Krebel (1729—1793), später Oberkonsistorialsekretär und Verfasser mehrerer praktischer Reisehandbücher, Johann Gottlieb Benjamin Pfeil (1732—1800), damals Hofmeister eines Freiherrn von Friesen, später Justizamtmann im Mansfeldischen, und namentlich Ernst Theodor Langer, geb. 1744 in Breslau, gestorben als Lessings Nachfolger in Wolfenbüttel 1820, gehörten zur Schönkopfschen Gesellschaft. Weniger befreundet als bekannt war Goethe mit seinem Landsmann und Nachbar in der Wohnung Johann Jakob Griesebach, geb. 1745, gest. 1812 als Professor der Theologie in Jena, ferner mit dem Sohne des damals regierenden Leipziger Bürgermeisters, dem Studiosus der Jurisprudenz Jakob Heinrich Born, geb. 1750, gest. 1782 als Hof- und Justizrat in Dresden, mit dem er gemeinsam englische Konversationsstunden trieb, sowie endlich mit dem späteren Braunschweigischen Legationssekretär Karl Wilhelm Jerusalem, geb. 1747, gest. 1772 zu Wetzlar, der infolge seines tragischen Todes durch „Werthers Leiden" unsterblich wurde. Mit den beiden letzteren traf Goethe später in Wetzlar wieder zusammen.



Stammbuchblatt
Radierung von Behrisch



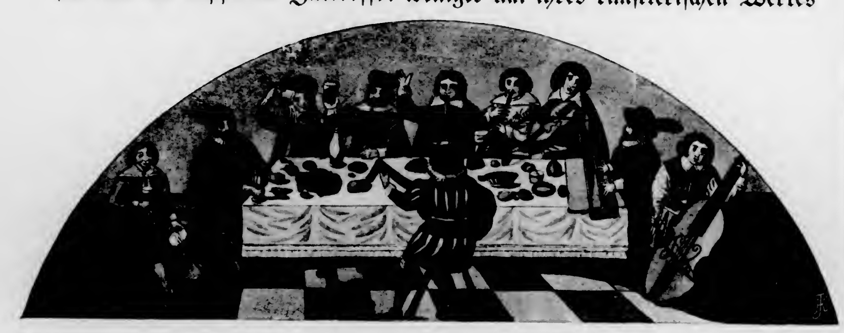
V

Auerbachs Hof und Keller

Auerbachs Hof, bis zum Jahre 1913 inmitten der immer mehr modernisierten Stadt ein Stück Alt-Leipzigs, das man gern aufsuchte, wenn man dem Straßengewühl entfliehen wollte, gehörte zu den „himmelhoch umbauten Hofräumen, die großen Burgen ähnlich" waren. Auerbachs Keller an der Grimmischen Straße, die tief unter der Straße liegende Weinstube mit ihren jahrhundertealten Erinnerungen, eine Weltberühmtheit, in die jeder gern im Geiste sich den jungen Studenten Goethe mit seinen Freunden und Genossen versetzt, ist bei dem modernen Neubau, der im übrigen ein ganz neues, großstädtisches Bild geschaffen hat, in seiner ursprünglichen Anlage und Ausstattung pietätvoll erhalten worden, so daß in diesen Räumen sich noch ein Stück Alt-Leipzigs widerspiegelt. Hier spielt sich eine der bekanntesten Szenen der Faustsage ab, hier hat die einzige Szene, die in Goethes „Faust" lokalisiert ist, ihren geschichtlichen Boden. Schon lange vor Goethes Zeit, schon 1703 hatte ein gewisser Taubmann in einem Epigramm Auerbachs Hof als Lipsia parva gerühmt. Schöne Schauläden und was sonst die vornehme Welt hierher führte, müssen den vielsagenden Namen wohl veranlaßt haben. Daß dieses „Klein-Leipzig" zur Zeit der Messe der Sammelpunkt der vornehmen Meßbesucher war — unter ihnen befanden sich bei ihrem Besuche in Leipzig die höchsten Herrschaften aus Dresden — sucht Rosmäslers Stich zu veranschaulichen. Der Name von Hof und Keller stammt von Dr. Heinrich Stromer, der nach seinem Geburtsorte Auerbach genannt wurde. Er war 1482 geboren, wurde Professor der Medizin an der Universität, war aber kein einseitiger Fachgelehrter, sondern ein feiner humanistischer Mann, der mit vielen berühmten Gelehrten seiner Zeit, auch mit Reformatoren, in Verbindung stand. Er starb

1542. Seit 1519 war er Eigentümer des Grundstückes, durch das der Verkehr von der Grimmischen Straße im rechten Winkel zum Neumarkt hinüberführt. Als er es bebaute, waren noch Gärten vorhanden; 1532 wurde das Wohnhaus an der Grimmischen Straße fertig, zugleich auch das Hinterhaus am Neumarkt. Ein Weinkeller wurde schon 1525 von ihm eröffnet, der Umsatz verdoppelte sich aber nach Vollendung des stattlichen Neubaues, in dem größere Keller zur Verfügung standen.

Zu den Inventarstücken des Kellers aus alter Zeit gehören zwei auf Holz gemalte, nach oben im Kreisbogen abgeschlossene, in die Wand über der Holzverkleidung eingelassene Bilder aus der Faustsage. Sie haben für uns ein doppeltes Interesse: weniger um ihres künstlerischen Wertes



Doktor Faust mit den Studenten in Auerbachs Keller
Gemälde in Auerbachs Keller

willen, der nicht groß ist, denn als Dokumente der Sage und vor allem, weil wir uns fragen, wie oft wohl die Augen des jungen Dichters auf ihnen geruht haben mögen. Das eine der beiden Gemälde stellt Faust in Auerbachs Keller dar: er sitzt an einer wohlbesetzten Tafel und zecht mit drei Studenten, von denen einer seinen Becher ausgießt, während fünf Musikanten auf verschiedenen Instrumenten die Tafelmusik machen. Links steht an einem großen Fasse der Küfer mit einem gefüllten Pokal und einem Kruge, vorn nahezu in der Mitte ein schwarzer Hund, der niemanden anders als Mephisto vorstellen soll. Darunter das lateinische Distichon:

Vive, bibe, obgraecare, memor Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo haec — ast erat ampla — gradu. 1525.

Auf deutsch: „Lebe, trinke, schwärme, aber denke dabei an diesen Faust hier und an seine Strafe. Sie kam mit langsamem Schritt, aber sie

war schrecklich“. Das zweite Gemälde stellt den Faßritt dar: rechts kommt Faust auf dem Fasse aus der Kellerpforte herausgeritten. Vor ihm wieder das Hündchen und eine Reihe von Männern — es sollen Schröter sein, die erstaunt den Vorgang beobachten, sowie links am Rande augenscheinlich derselbe Küfer, den wir schon auf dem ersten Bilde gewahrten. Darunter die deutschen Verse:

Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind
Welches gesehen viel Mutterkind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon. 1525.

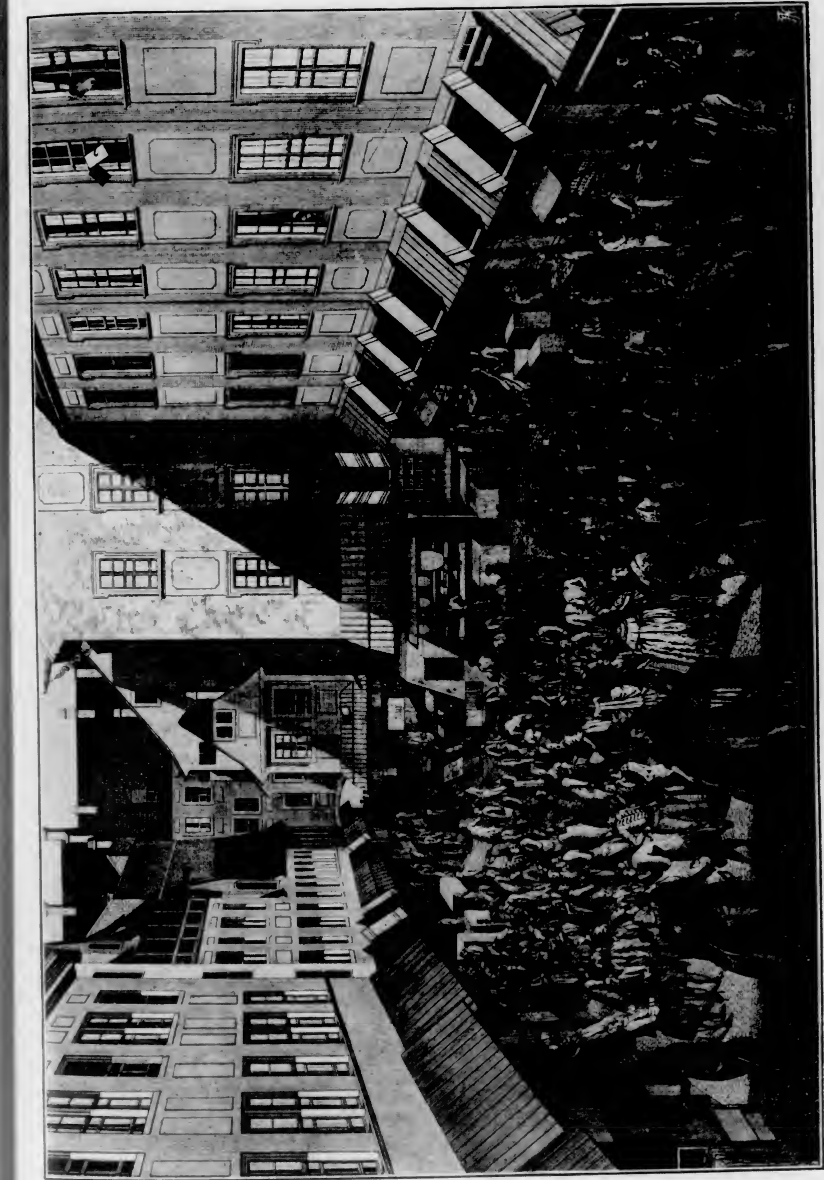


Doktor Fausts Faßritt aus Auerbachs Keller
Gemälde in Auerbachs Keller

Das in Frankfurt und Leipzig 1725 erschienene Faustbüchlein des Christlich-Meynenden, das zu jenen „schätzbaren Überresten der Mittelzeit“, jenen Volksschriften gehörte, die „auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt“ zu der Jugendlektüre des jungen Goethe gehört hatte, erzählt die Szene in Auerbachs Keller folgendermaßen: „In Leipzig hat Faust einen artigen Possen gespielet, wohin er sich, die Messe zu besuchen, mit etlichen Polnischen von Adel, welche damals in Wittenberg studierten, und Fausten offt Compagnie leisteten, begeben... Wie sie nun die Kostbarkeit der Stadt und den Flor der Kauffmannschafft in Augenschein genommen, so wurden sie in einem Wein-Keller gewahr, daß die Schröter ein Faß Wein nicht heraus bringen konnten, worüber sie ihr Gelächter hatten, welches das ohnedem grobe Rülpel-Volck noch mehr in Harnisch jagte, daß sie die schimpflichsten Reden gegen sie ausstießen,

und ihnen vorwurffen, daß ihre losen Goschen es doch nicht heraus schroten würden: Ja, der Herr des Kellers verobligirte sich selbst einen unter ihnen das Faß Wein zu schencken, der seine Worte in der That praestiren könte. Womit Faust gleich zufrieden gewesen, das Faß wie ein Pferd herauffgeritten, und es in einem Wirths-Hause mit unterschiedlichen Studenten ausgesoffen."

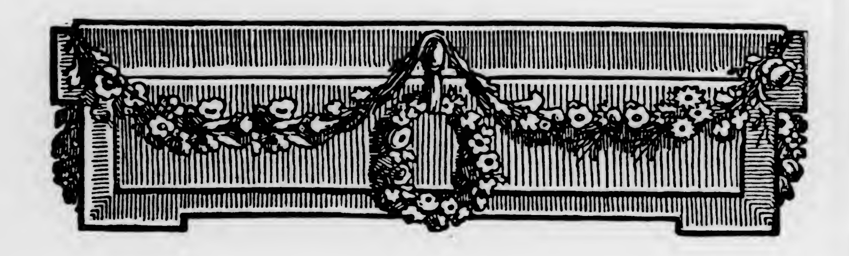
Die Faustsage kommt nachweisbar in Verbindung mit Auerbachs Keller zum ersten Male in einer handschriftlichen Chronik aus dem Jahre 1630 vor: „Anno 1525.. ist D... Faust in Auerbachs Keller gewest, hat sich Auf Ein Fas Mit weyn gesetzt von.. Emern, belchs die Weißkidel (Schröter) sollen Aufzigen, hat das selbs Raus geriten Auf die Gasen." Die Jahreszahl soll sich wohl auf Fausts Auftreten in Leipzig beziehen, die Gemälde selbst sind aber um hundert Jahre jünger: sie stammen aus dem Jahre 1625, wo der damalige Besitzer von Auerbachs Hof einen größeren Umbau des Grundstückes vornehmen ließ. Als Künstler wird ein aus Dresden stammender, seit 1611 in Leipzig ansässiger Maler und Kupferstecher Andreas Bretschneider vermutet. Was uns aber mehr interessiert, ist die Frage: hat Goethe jene Gemälde in Auerbachs Keller gekannt? Wir dürfen sie wohl unbedingt bejahen, denn für den lebensfrohen Studenten war der Besuch des bekannten Kellers an sich schon selbstverständlich. Doch dürfte die Mitteilung von Friedrich Förster, daß der junge Student den Kupferstecher Stock zum großen Leidwesen seiner Gattin veranlaßte seine Arbeit im Stiche zu lassen, frühzeitig Feierabend zu machen und „zu Schönkopfs oder nach Auerbachs Keller" entführte in dieser Form mit Vorsicht aufzunehmen sein, da sie in direktem Widerspruch steht zu Goethes sehr bestimmten Worten: „daß nichts vermögend war ihn — Stock — von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollbracht hatte." Wertvoller ist aber die Stelle eines Briefes von Goethe an Zelter aus dem Jahre 1816. Zelter klagte über die verschiedenartigen Urteile und Vorurteile, die die Leser Goethescher Schriften an den Tag legten, und der Dichter meinte dazu: „Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor fünfzig Jahren gesagt hat: Alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nah ist." Natürlich wäre die Annahme, daß die Szene in Auerbachs Keller, so wie wir sie kennen, 1766 entstanden sei, ganz verfehlt. Falls aber dem Dichter eine genaue zeitliche Erinnerung vorgeschwebt hat und er nicht nur eine oberflächliche Schätzung geben wollte, so würde man allerdings zu dem Schlusse



Auerbachs Hof zur Zeit der Messe
Stich von J. A. Rosmäsler

gelangen können, daß er sich 1766, jedenfalls während seiner Leipziger Studentenjahre, in Auerbachs Keller mit seinen Genossen bei fröhlichem Gelage die Stunden vertrieben hat. Im übrigen ist es ganz merkwürdig, daß jenes Faust-Zitat in dem Briefe an Zelter nicht die bekannten Worte Mephistos wiedergibt: „Den Teufel spürt das Völkchen nie, Und wenn er sie beim Kragen hätte", sondern beinahe mit denselben Worten die betreffende Stelle aus dem „Urfaust": „Mercks! den Teufel vermuthen die Kerls nie, so nahe er ihnen immer ist." Mag diese Übereinstimmung vielleicht ein Zufall sein, wichtig ist im Urfaust die Bemerkung über die Qualität der Weine in Auerbachs Keller: „Meine Herren! der Wein geht an! Geht an, wie in Leipzig die Weine alle angehn müssen", eine Stelle, die in der späteren Bearbeitung offenbar um nach keiner Seite hin zu verletzen, ganz weggelassen ist. Spricht aus diesen Worten nicht eine eigene Erfahrung des jungen Goethe? Und lebte diese Erfahrung nicht noch sehr gut in seiner Erinnerung, als er am Urfaust (1774 und 1775) sechs, sieben Jahre nach seinem Fortgang von Leipzig, arbeitete? Werfen wir nun schließlich nochmals einen Blick auf die Gemälde in Auerbachs Keller, auf das Gelage mit den Studenten, so ist auch hier ein Zug mit dem „Urfaust" gemein: Faust selbst hat in dem Kreise der fröhlichen Zecher die führende Rolle. Er läßt — ein Zug, der in dem 1725 erschienenen „Faustbüchlein" nicht steht — die Weine aus dem Tische hervorspringen, nicht Mephisto, der erst in der späteren Bearbeitung diese Rolle übernimmt. Wir dürfen mit Sicherheit schließen: Auerbachs Keller ist dem jungen Goethe ein vertrauter Ort gewesen. Und wenn er mit Behrisch und andern frohen Gesellen beim Weine saß, da mag wohl sein feuriges Auge manchmal auch über die beiden altväterischen Bilder geglitten sein, hier sah er im Bilde den Schwarzkünstler, der ihm seit seiner Jugend eine bekannte Erscheinung war, am Orte seiner Taten, und im Geiste nahm vielleicht hier in Auerbachs Keller schon flüchtig Gestalt an, was einige Jahre später zunächst in Prosa im „Urfaust" zu Papier gebracht wurde.





VI

Adam Friedrich Oeser und die Seinigen

Adam Friedrich Oeser war 1717 in Preßburg in Ungarn geboren, mit jungen Jahren aber schon nach Wien übergesiedelt, um die dortige Akademie zu besuchen. Hier gewann besondern Einfluß auf ihn Anton Raphael Donner, der ihm die Elemente der Modellierkunst beibrachte und als Freund der Antike ihn auf die Einfachheit und schlichte Schönheit der klassischen Formenwelt hinwies und die Barockkunst bekämpfte, indem er ein gründliches Studium der Natur betonte. Im Jahre 1739 verließ Oeser Wien und begab sich nach Sachsen. Dresden übte damals unter allen deutschen Residenzen eine Anziehungskraft ohnegleichen aus: die Größe und Pracht der Bauten, die Kunstliebe der Wettiner Fürsten, der Glanz ihrer Hofhaltung, ihrer Kunstpflege, der alles Kleinliche fremd, dagegen alles Großzügig-Prächtige Bedürfnis war, die Kunstsammlungen und die Tatsache, daß gerade fremde Künstler in Dresden seit der Regierung August des Starken erfolgreich tätig waren, mochten Oeser zu der Übersiedelung in die sächsische Hauptstadt veranlaßt haben. Er hat den Schritt in den sechzig Jahren, die er nunmehr in Sachsen geschaffen und gewirkt hat, nie zu bereuen gehabt. Bedeutungsvoll für ihn und sein künstlerisches Glaubensbekenntnis wurde es, daß Winckelmann, der in Dresden ebenfalls ein „Athen für Künstler" sah, sein intimer Freund wurde. Beide Männer verband eine auffallende Gleichmäßigkeit ihrer Überzeugung, denn in der Wertschätzung der Antike wußten sich beide eins, und jene berühmten Worte von der das Wesen der alten Kunst bezeichnenden Einfalt und stillen Größe, die Winckelmann prophetisch verkündete, stammen beinahe wortgetreu aus Oesers Munde. Seine geschichtliche Bedeutung liegt überhaupt nicht in seinem Schaffen als Künstler, das der Vergessenheit anheimgefallen ist, als vielmehr in

seiner überzeugungsvoll vertretenen Lehre und in den vielfältigen Anregungen, die von ihm ausgingen und die mächtig in die Kunstbewegung der Zeit eingriffen. In diesem Einfluß liegt auch die Bedeutung, die Oeser auf Goethes künstlerische Anschauungen gewonnen hat.

Bis zum Jahre 1756 blieb Oeser in Dresden. Unter dem Einfluß des Schreckens des siebenjährigen Krieges, der mit dem Einzug Friedrichs



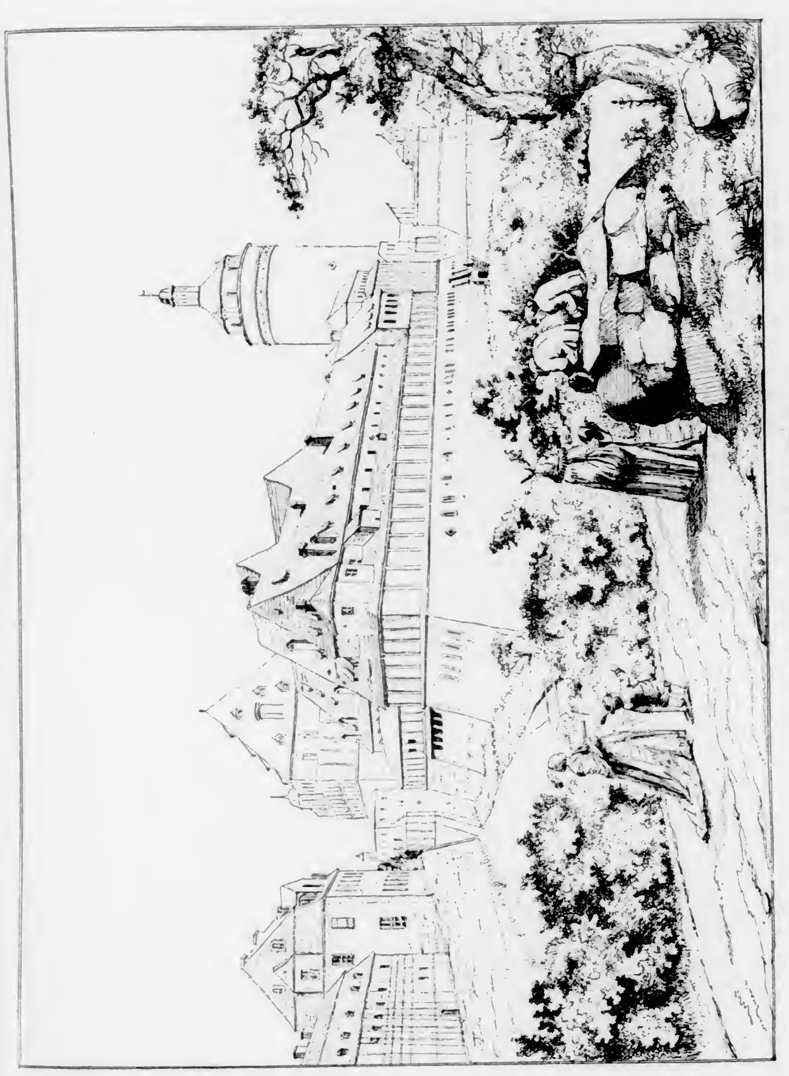
Adam Friedrich Oeser
Gemälde von Anton Graff

des Großen in die unbesetzte Stadt begann, floh auch unser Künstler, um sich zunächst für drei Jahre auf das dem Grafen Heinrich von Bünau zwischen Dresden und Leipzig gelegene Schloß Dahlen zu begeben, wo jetzt noch mehrere Deckengemälde Zeugnis seiner Tätigkeit sind. 1759 aber siedelte er mit den Seinigen nach Leipzig über und hier erreichte seine vielseitige Wirksamkeit ihren Höhepunkt, denn vierzig Jahre noch waren ihm von einem gütigen Geschick im Dienste der Kunst beschieden. Als von dem kunstsinnigen Kurfürsten Friedrich Christian, der leider nur wenige Monate regiert hat, gleichzeitig mit der Dresdner auch die

Leipziger Akademie gegründet und 1764 eröffnet wurde, erhielt Oeser auf Antrag von Christian Ludwig von Hagedorn die Berufung als Direktor. Wegen der Vielseitigkeit seiner künstlerischen Bildung — er war Maler, Bildhauer, Stecher, Architekt und besaß umfassende theoretische Kenntnisse — seines ungewöhnlichen Lehrtalents und seiner persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften konnte man die neugegründete Anstalt keiner besseren Leitung anvertrauen. In der Pleißenburg, der alten Feste der Stadt, waren Unterrichtsanstalt und Wohnung eingerichtet.

Goethe weiß sehr anschaulich die Räume der alten Kunstakademie in der Pleißenburg, den Aufgang zu ihr und den Geist zu schildern, der jene Räume trotz ihres Alters behaglich machte. Man gelangte zu den Akt- und Zeichensälen — in drei Zimmern, recht niedlich angelegt — sowie zu der Amtswohnung des Direktors („wundersam und ahnungsvoll, für mich höchst reizend") vom Hofe der Pleißenburg aus, wo hinten in der Ecke „eine erneute, heitre Wendeltreppe" hinaufführte. Nach unsern Begriffen war es freilich eine dürftige Unterkunft, die diese akademische Lehrstätte, die bei seinen Aufenthalten in Leipzig auch der Kurfürst mit seinem Besuche zu beehren pflegte, gefunden hatte. Dürftig war auch das Lehrmaterial, das für den Unterricht zur Verfügung stand, „denn außer Laokoon dem Vater und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie", ein Mangel, an den Goethe die Bemerkung knüpft: „Was Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich rätselhaft genug," denn der Meister war nie in Italien gewesen und seine Kenntnisse beruhten in der Hauptsache nur auf den Gipsabgüssen der Dresdner Sammlung. War man in dem unscheinbaren Winkel jene Treppe hinaufgestiegen, so fand man bei Oeser „die Säle der Zeichenakademie links hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hergegangen war." Unsere Bilder geben eine Ansicht der Pleißenburg von außen und im Innern von dem Winkel des Hofes, von wo man zu Oeser gelangte. Oesers Tochter Friederike hat in einem Briefe mit wenigen Worten die elterliche Wohnung beschrieben: „Wir haben unsere freie Wohnung in der Kunst-Academie, ein langer Gang trennt uns davon und vereinigt dennoch alle Zimmer in


Adam Friedrich Oeser


Die Pleißenburg mit Oesers Wohnung
Radierung von Rathe

ein Gebäude. An dem einen Ende ist die Academie, und an dem andern sind wir, lassen Sie sichs nur einmal erzählen, wie fürstlich es bei uns ist."

Von Oesers Werken hat sich in Leipzig wenig erhalten. Die zahlreichen Plafondmalereien, mit denen er öffentliche Bauten und Privat-

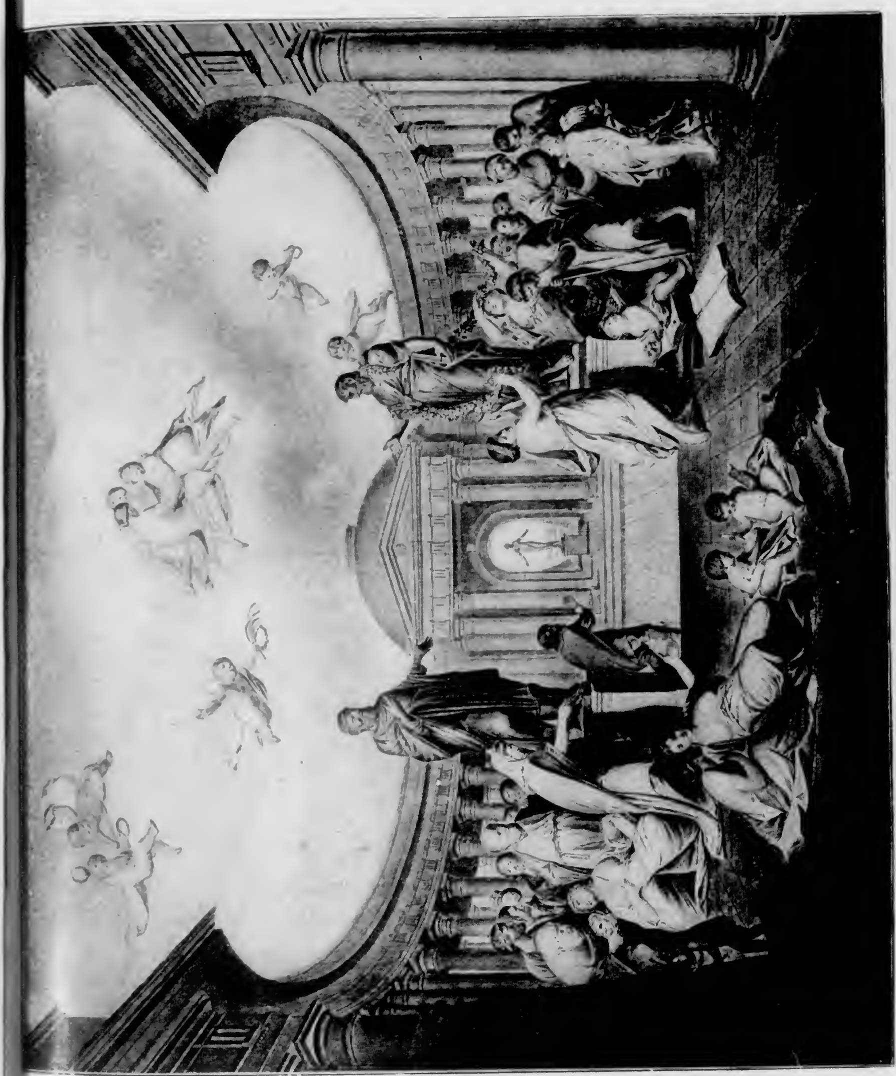


Der Eingang zur alten Kunstakademie in der Pleißenburg

häuser geschmückt hat, sind mit diesen Häusern selbst meist verschwunden. Die von Goethe erwähnten, aber erst im Jahre 1781 entstandenen Deckenmalereien in dem damals neu eingerichteten Konzertsaale des (inzwischen auch wieder abgebrochenen und durch einen Neubau ersetzten) Gewandhauses sind, da sie sehr schadhaft geworden waren, 1833 übertüncht wor-

den, ebenso wie die farbenprächtigen Wandmalereien im Hause des Bürgermeisters Müller auf der Johannisgasse; von seinen Denkmälern steht in der Originalausführung nur noch das erst 1780 enthüllte Denkmal des Kurfürsten Friedrich August auf dem Königsplatze. Gemälde, Skulpturen und Zeichnungen von ihm besitzen das Museum der bildenden Künste und das stadtgeschichtliche Museum. Am besten kann man noch seine Malereien im Gohliser Schloß und im Chor der Nikolaikirche (sechs Szenen aus dem Leben Christi und das Altarbild, eine Auferstehung des Herrn, ebenso wie ein tragbarer Hausaltar mit dem Abendmahl) studieren, doch stammen diese Arbeiten aus späteren Jahren. Als Porträtist hat er gelegentlich Tüchtiges geleistet, und als Vignettenzeichner, als der er sich in tiefsinnigen Erklärungen zu einem gegebenen Thema ergehen konnte, verdient er Anerkennung. Sonst haftet seiner Kunst etwas Charakterloses, Unbestimmtes an; seine Köpfe sind flau und weichlich, seine Zeichnung ist kraftlos, auch in der Farbe tadelten ihn seine Zeitgenossen. „Man sieht es dem Manne an," so urteilt Chodowiecki über ihn, „daß er viel Genie hat, aber die Kultur desselben vernachlässigt hat; in seinen Köpfen ist großer Sinn, aber keine Physiognomie, es ist nur der Gedanke eines Gesichts, überhaupt nichts Individuelles. Ebendas findet man auch in seinen Figuren, es ist eine Idee von schöner Natur darinnen, zuweilen gut, zuweilen auch sehr fehlerhaft gezeichnet und ohne alle Präzision." Man muß aber doch berücksichtigen, wie vielseitig dieser Mann gewesen ist, und daß er nicht nur Maler, Zeichner, Bildhauer und Lehrer war, sondern auch im praktischen Leben, soweit es sich mit der Kunst berührte, anregend wirkte. So haben namentlich die Leipziger Kunsthandwerker seiner Zeit nicht ohne Gewinn seinen Rat eingeholt. Sein Verdienst war es auch, auf die Marmorbrüche im Erzgebirge und auf die Brauchbarkeit des dortigen Steines zu plastischen Zwecken hingewiesen zu haben. Doch konnte er selbst nur modellieren und überließ die Ausführung in Stein anderer Hand.

Ein echtes Stück Oeserscher Kunst war der Vorhang in dem neuerbauten Theater, den der Künstler im Sommer 1766 anfertigte. Goethe will ihm während der Arbeit aus Wielands „Musarion" vorgelesen haben, ein Irrtum, denn dieses Werk ist erst zwei Jahre später erschienen. Goethes Erinnerung wird sich wohl auf die Anfertigung von Dekorationen beziehen, die Oeser ebenfalls übertragen worden waren. Was aber den Vorhang selbst anlangt, so wird seiner weniger wegen seiner künstlerischen Gestalt als wegen der sonderbaren Ideen, in denen sich der Meister hier ergangen war, gedacht. „Oeser hatte die Musen aus



Oesers Theatervorhang
Aquarellkopie von Wiegand

den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhmes schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespeare bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Meister zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegen gehe." Diese Beschreibung bedarf nach Kreuchauffs Erläuterung der Berichtigung. Dargestellt ist in dem Vorhofe nicht der Tempel des Ruhmes, sondern der der Wahrheit. Im einzelnen ist die Szenerie folgendermaßen: links neben der einen Kranz auf Sophokles' Postament niederlegenden tragischen Muse steht Sokrates, neben ihm sein Freund Euripides, ferner Seneca und Äschylos, der sich niederbückt zur Muse der Geschichte und ihr eine Maske zeigt. Rechts wird die Statue des Aristophanes von der komischen Muse bekränzt, wobei die Tanzkunst und ein Putto behilflich sind. Daneben lehnt sich Plautus auf seinen Stab, neben ihm Terenz, der Amor mitbringt, vor jenem sitzt Menander, der dem Lustspiel eine neue Gestalt gibt, im Hintergrunde die satirischen Spiele der Griechen. Die Gebärde des Aristophanes zeigt, daß er über die tragischen Dichter spottet, Sophokles scheint ihm zu antworten, indem er mit der einen Hand auf die Wahrheit und mit der andern auf die Grazien weist, die über dem Tempel schweben. — Der Vorhang soll einer spätern Angabe zufolge der Schonung wegen nur während der Messe zu sehen gewesen sein. Er war bis zu Oesers Tode im Jahre 1799 im Gebrauch. Eine kleine Kopie in Aquarell von Wiegand, einem Schüler Oesers, die damals angefertigt wurde, besitzt das stadtgeschichtliche Museum. Ohne erklärende Worte würde man schwerlich die Bedeutung der Szenerie erraten können. Es war aber überhaupt eine Schwäche in Oesers Kunst, daß er bei seiner Neigung zum Allegorisieren nicht verständlich wurde und nach Ausdrucksformen suchte, deren Inhalt niemand sich erklären konnte. Das hat Goethe am besten empfunden: „Weil er eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung

nach nicht sein konnten." Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet das im Jahre 1774 von dem Verleger Gellerts, dem Buchhändler Wendler, errichtete, von dem Bildhauer Schlegel in Marmor ausgeführte Gellertdenkmal, das Goethe durch seine Verse unsterblich gemacht hat. An den Künstler richtete er damals das bekannte Gedicht „Gellerts Monument von Oeser":

> Als Gellert, der geliebte, schied,
> Manch gutes Herz im stillen weinte,
> Auch manches matte, schiefe Lied
> Sich mit dem reinen Schmerz vereinte...
> Stand Oeser seitwärts von den Leuten
> Und fühlte den Geschiednen, sann
> Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
> Auf den verschwundnen werthen Mann...
> Und sammelte mit Geistesflug
> Im Marmor alles Lobes Stammeln,
> Wie wir in einen engen Krug
> Die Asche des Geliebten sammeln.

Das Monument bestand aus einer unvollendeten Säule, an der das Reliefbildnis des Dichters angebracht war; oben darauf stand eine Urne, unter der ein Kind kniet, das eine Blume an dem Bildnis befestigt, während zwei weitere Kinder schlafend über die Urne sich gelagert haben. Der Gedanke, der dieser Allegorie zugrunde liegt, wäre nicht ersichtlich, besäßen wir nicht von Franz Wilhelm Kreuchauff eine Erklärung, die uns sagt: „Oeser hat den schriftstellerischen Charakter des Mannes, den er verewigen wollte, richtig gefaßt und ihn der Nachwelt als Dichter gezeigt, der der deutschen Literatur den Charakter der Grazie gab. Gellert war der Vater der deutschen Grazien, aber er starb ihnen ab, da sie noch Kinder waren, und hinterließ ihre völlige Ausbildung anderen Händen." Dieser Grundgedanke gewinnt nun folgende plastische Form: „Der Künstler versammelt um Gellerts Urne die drei Grazien, aber sie sind noch Kinder. Sie betrauern ihren Vater und ehren sein Andenken. Zwei der kleinen Göttinnen haben sich wehmütig über seine offene Urne hingeworfen, die auf einer unvollendeten Säule steht. Unter ihnen beugt sich die dritte, am Fuß der Urne kniend, zu seinem medaillonförmigen Bildniß nieder, das in Lorbeerlaub angeknüpft, an der Säule herabhängt, und giebt ihm durch ihr Attribut, die Rose, seine beste Zierde." Der merkwürdige Einfall entbehrt aber nicht einer komischen Seite, wenn man erfährt, wie der Künstler hier aus der Not eine Tugend machen mußte, denn die ursprünglichen Entwürfe stellen eine große mit Gewinden ge-

schmückte Urne dar, auf der oben drei erwachsene Grazien, nicht Kinder, stehen oder schlafend sich ausruhen. Oeser verwarf diesen Plan indessen, als ihm Wendler erklärte, seine Ausführung sei für ihn zu kostspielig. Nun erst wurden die Göttinnen der Anmut zu Kindergestalten. Das Monument hat übrigens eine merkwürdige Geschichte gehabt. Es war bald sehr volkstümlich geworden, so daß sich die Meißner Porzellanmanufaktur entschloß, es ebenso wie das Grabmal des Dichters in der



Erster Entwurf



Ausführung

Oesers Gellert-Denkmal

Johanniskirche „zur anständigen Zierde für das Museum des Gelehrten oder des Kunstfreundes" in einer Porzellannachbildung in den Handel zu bringen. Ursprünglich hatte der Stifter das Denkmal in seinem Garten am Eingange der Johannisgasse aufgestellt; nach seinem Tode wurde es 1799 in den Paulinergarten versetzt, 1842 auf den Schneckenberg, der bei Erbauung des Neuen Theaters 1861 abgetragen wurde. Das Denkmal mußte da abermals weggenommen werden, wobei es in Stücke zerfiel, von denen nur das Medaillonbildnis erhalten werden konnte. Eine

moderne Nachbildung ist 1909 in den Promenadenanlagen an der Schillerstraße aufgestellt worden.

Auch mit dem Gedanken für ein Winckelmann-Denkmal hat sich Oeser



Oesers Entwurf für ein Denkmal Winckelmanns

getragen. Wenige Wochen vor Goethes Abschied von Leipzig „fiel wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel die Nachricht von Winckelmanns Tode (den 8. Juni 1768) zwischen uns nieder". Oeser, der gehofft hatte, den römischen Freund in der deutschen Heimat wieder begrüßen zu können,

war ob der jähen Kunde im Innersten getroffen, und damals war wohl in ihm der Plan aufgestiegen, dem meuchlings Ermordeten ein Denkmal seiner persönlichen Huldigung zu errichten. Es ist über den Entwurf nicht hinausgediehen: an einem Postament, dessen Vorderseite mit einer durch ein Tuch verhüllten Sonne geschmückt ist, steht ein trauernder weiblicher Genius, der in der einen Hand eine Anzahl von Medaillen hält. Um dieser goldenen Münzen willen, das ist offenbar der Gedanke des Künstlers, hat der Freund und Forscher unter Mörderhand enden müssen. Winckelmann war bekanntlich von einem Italiener ermordet



Oesers Landhaus in Dölitz

worden, als er ihm in Triest seine Schätze zeigen wollte. Auch hier eine bildliche Anspielung, die sich schwer erraten läßt.

Goethe hat schon im ersten Semester Oesers Unterricht aufgesucht und ist ihm während seiner ganzen Leipziger Studienzeit treu geblieben. Er hatte die Freude, durch seine Fortschritte den Beifall des Meisters zu finden, aber im Grunde genommen war er schließlich doch wenig mit sich zufrieden, da er „in der Ausübung der Kunst keineswegs weiterrückte". Er hatte bei Stock das Radieren und Holzschneiden gelernt, und die Anregungen, die er seinen Freunden Hermann und Behrisch verdankte, sind auf künstlerischem Gebiete sicher nicht gering anzuschlagen, Oeser vermochte ihn aber praktisch wenig zu fördern. Die wahre Bedeutung dieses an innern Kenntnissen reichen Mannes wußte aber Goethe doch schon in jenen Jugendjahren richtig zu erfassen, wenn er (1776 an Buchhändler Reich) schreibt: „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzu-

geben, und eine Übung von wenigen Jahren thut in den bildenden Künsten nur was mittelmäßiges; auch war unsere Hand nur sein Nebenaugenmerk; er drang in unsere Seelen und man mußte keine haben um ihn nicht zu nutzen."

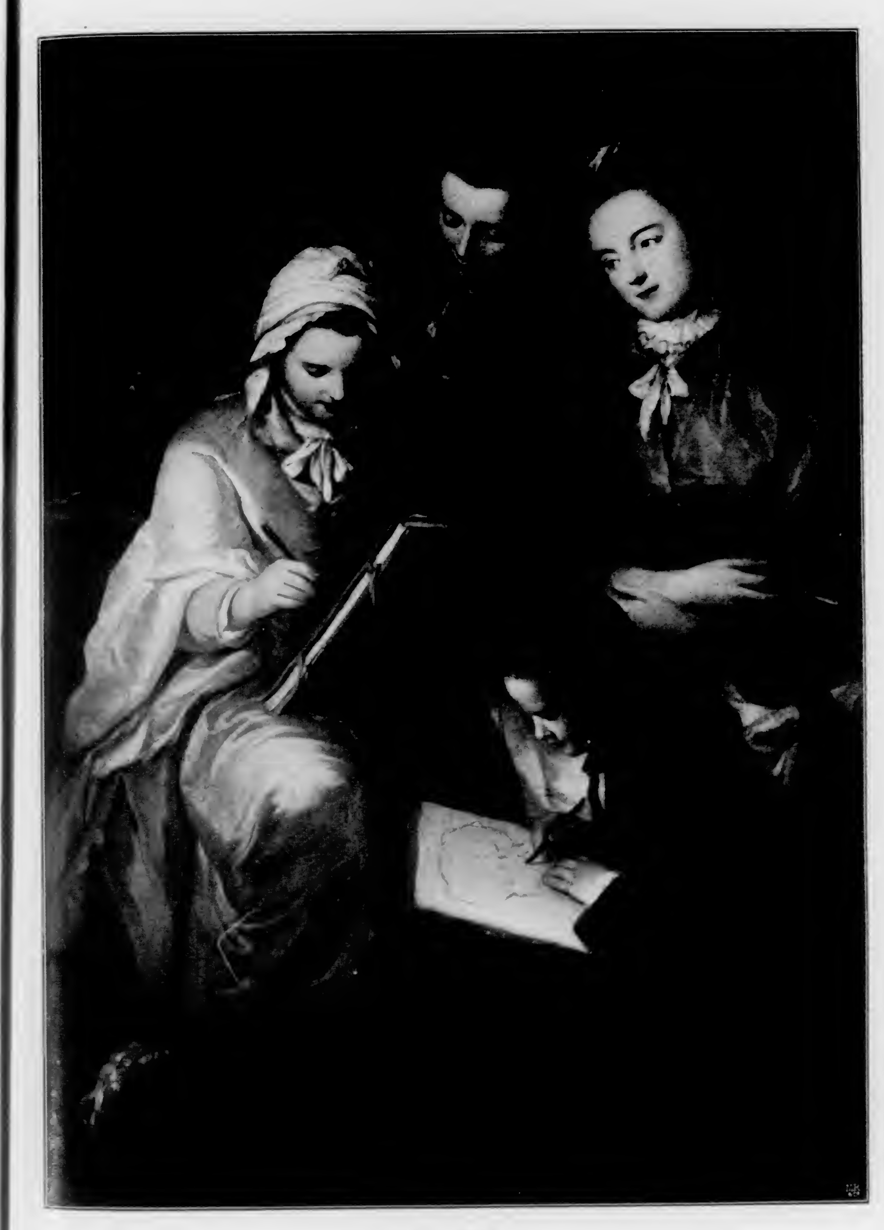
Wir wissen aber, daß die persönlichen Beziehungen zwischen Oeser und seinem jungen Schüler nicht auf den Zeichenunterricht in der Akademie beschränkt gewesen sind, sondern daß der junge Dichter auch im Hause und in der Familie seines alten Freundes eine Stätte fand, in der er viele glückliche Stunden verlebt hat. In Dölitz unweit Connewitz hatte Oeser ein Landhaus, in dem er den Sommer mit seiner Familie verbrachte. Hier ist Goethe viel aus und ein gegangen, und gern denkt er an das bescheidene Landhaus zurück:

Frau Oeser

> Ja, denken müsst Ihr offt an mich, das sage
> Ich Euch! besonders an dem Tage
> Wenn Ihr auf Eurem Landgut seyd,
> Dem Ort, der mir so manche Plage
> Gemacht, der mich so sehr erfreut...

So schwärmt er noch in der schon genannten Epistel, die er im November 1768 von Frankfurt schickt. In diesem Landhause verkehrten zur Sommerszeit wie im Winter in der Stadtwohnung geistvolle und kunstliebende Männer, die sich von den liebenswürdigen Hausbewohnern angezogen fühlten, so namentlich Weiße, Huber und Kreuchauff, die die Gesellschaft bald mit ernsten Gesprächen, bald in heiterem Scherz anregten und erheiterten.

Oeser hatte sich 1745 in Dresden vermählt mit Rosine Elisabeth Hohburg. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor: Friederike Elisabeth (geb. 1748), Goethes Freundin, Johann Friedrich Ludwig (geb. 1751), Karl und Wilhelmine (geb. 1755). Mehrfach und aus verschiedenen Lebensaltern sind uns ihre Porträtzüge erhalten. Von Frau Oeser allerdings nur in einem Schattenriß: es ist eine behäbige Matrone, aus deren Gesicht man noch den wohltätigen Einfluß, den sie auf den Gatten gehabt haben soll, herauszulesen vermeint, die aber nebenbei den Eindruck einer recht energischen Hausfrau macht. Die königliche Gemäldegalerie in Dresden besitzt ein ziemlich großes Ölgemälde von der Hand des Meisters, das 1766 als Aufnahmestück für die Dresdner Akademie, deren Mitglied Oeser werden wollte, gemalt wurde. Es stellte die vier Kinder dar: links, fast von vorn gesehen, sitzt ein junges Mädchen (Wilhelmine)



Oesers Kinder
Gemälde von Oeser



Friederike und Wilhelmine Oeser
Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein

mit einem Heft auf den Knien und zeichnet nach einem auf dem Boden stehenden Gipskopfe; über die Lehne des Stuhles blickt ein Knabe. Rechts sitzt die ältere Schwester (Friederike) mit einem Buche in der Rechten und sieht jener zu, vorn ein Knabe, der ebenfalls zeichnet. Künstlerisch bedeutsamer als dieses Gemälde ist jenes Doppelbildnis von Friederike und Wilhelmine von Johann Heinrich Tischbein, das aus Oesers Nachlaß stammend, im Jahre 1776 gemalt ist. Friederike war damals bereits achtundzwanzig, Wilhelmine einundzwanzig Jahre alt. Jene trägt ein blauseidenes Kleid mit grüner Schleife und Einlage von schwarzen Spitzen, weiße Handschuhe und hält, den Beschauer anblickend, in der Rechten Gellerts Fabeln. Das gepuderte Haar schmückt ein grüner Kranz, den Hals eine Perlenkette; Wilhelmine, eine feine, aristokratische Erscheinung, trägt ein rotseidenes Kleid, an den Ärmeln reichen Spitzenbesatz. Die Rechte schlägt die Saiten einer Gitarre, das Haupt schmückt ein Kranz von Monatsröschen. Im Hintergrunde steht eine Staffelei mit einer Leinwand. Friederike Oeser, Goethes Freundin, die nach ihrem Vater am meisten unser Interesse beansprucht, ist — auch ohne Rücksicht auf den jungen Goethe, von dessen Dichtersonne auch auf sie ein Strahl fiel — eine von jenen Erscheinungen, die man liebgewinnen muß, wenn man sie näher kennen lernt. Aus dem Jahre 1769 besitzen wir eine kurze Charakteristik von ihr von einem Manne, der bei der Familie Oeser zu Besuch war und Grüße und ein Schreiben von der Schwester Oesers aus Ungarn brachte: „Die älteste Tochter, von 21 Jahren, ist zwar von Person klein, groß aber an Tugenden und Geschicklichkeit, sie leitet die häusliche Wirthschaft, führt ihres Vaters Correspondenz, ist sehr belesen, spielt vorzüglich Clavier und befleißt sich dennoch aller nützlichen weiblichen Arbeiten.“ Damals, 1769, wurde der Anfang gemacht mit einem Briefwechsel der Familie Oeser mit den ungarischen Verwandten. Sechzig Jahre hat er sich von da hingezogen, von Friederike allein, die auch sonst eine fleißige Briefschreiberin gewesen ist, sind 209 Briefe erhalten, die vor einigen Jahren in den Besitz der Leipziger Stadtbibliothek gelangt ist. Aus diesen, bisher leider nur auszugsweise veröffentlichten Briefen lernen wir sie in ihren Gemüts- und Herzenseigenschaften, in ihrer feinen Bildung, ihrer Güte und Heiterkeit am unmittelbarsten kennen. Sie war ein durchaus natürliches Wesen, allem Gespreizten und Gekünstelten abhold, und das war es wohl auch, was sie dem jungen Dichter so sympathisch machte. „Darum denke ich immer: je natürlicher, je besser! Wir gefallen wenigstens den empfindsamen Kennern der Natur, und diese sind doch meines Erachtens noch gute, vernünftige Leute.“ Goethe hat in der richtigen Er-

kenntnis dieser Selbstkritik in einer poetischen Epistel an sie, wenige Wochen nach seinem Fortgang von Leipzig, am 6. November 1768, das liebenswürdige Mädchen besungen. Es heißt da u. a.:

Doch bin ich auch ein starker Grübler,
Seitdem ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wohl schwerlich je vergesse;
Und da begreifst du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach eurem Maßstab messe.

Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie
An Einsicht und an Witz dir keine einz'ge gleich,
Und deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus ins Reich!

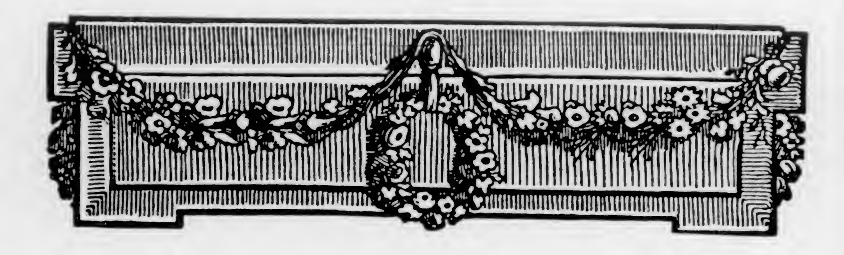
Friederike starb unvermählt im hohen Alter von einundachtzig Jahren, am 13. Juni 1829. In ihrer Jugend hatte sie die Blattern gehabt, die ihr Gesicht entstellten; doch zeigen ihre Bildnisse davon keine Spur. Eines von ihnen, eine schöne Bleistiftzeichnung von der Hand ihres Vaters, eine vom Hintergrunde sich abhebende Büste im Profil, die einen starken Schatten wirft, hat dem Relief als Vorlage gedient, welches mit dem von Käthchen Schönkopf den Sockel des Leipziger Goethedenkmals schmückt.

Goethe hat seinem Leipziger Meister sein Leben lang ein dankbares Andenken bewahrt, wenn er auch, je mehr sich sein Blick erweiterte und seine eigene künstlerische Erkenntnis sich vertiefte, je mehr er mit den Jahren Gelegenheit hatte, die Werke anderer Künstler zu sehen, in Oesers Kunst nicht mehr das erblicken konnte, was er in ihr als sein Schüler in Leipzig geschätzt hatte. Aber das Glaubensbekenntnis, das er von Oeser mitbrachte und das in der Antike den höchsten und vollendetsten Ausdruck künstlerischen Schaffens sah, ist ihm auch in seinem späteren Leben eine Sache heiliger Überzeugung geblieben oder besser gesagt: wieder geworden, nachdem die Straßburger Sturm- und Drangzeit vorüber gerauscht war. Und Oeser als Mensch, so wie er ihn in Leipzig hatte lieben und ehren lernen, blieb ihm allezeit eine verehrungswürdige Erscheinung, seine Lebensweisheit und seine Urteilsfähigkeit wurden ihm zu einem liebgewordenen Vermächtnis. Viele Jahre noch hat der „liebste Mann" zu Goethe Beziehungen gehabt, seitdem dieser in Weimar zum geistigen Mittelpunkt des ganzen Lebens geworden war. Oeser trat auch in ein freundschaftliches Verhältnis zur Herzogin Anna Amalia, die es oft nicht erwarten konnte, bis der „liebe Alte" nach Weimar kam „mit vielen schönen Farben und mit mancherley herrlichen und feinen Ideen", um im Wittumspalais oder in Tiefurth seine Kunst zu zeigen. Hier war er vielseitig in Anspruch genommen wie in Leipzig. „Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren u. s. w." (Goethe an Merck). Hier zum Schluß nur noch ein Zeugnis, ein Brief Goethes an Frau von Stein, aus dem Jahre 1782, wo der Dichter zu Weihnachten mit Oeser wieder in Leipzig zusammentraf: „Wie süs ist es mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der



Friederike Oeser
Zeichnung von Oeser

weis, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der um dieses Leben anmuthig zu geniesen keine superlunarische Aufschwünge nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reitze lebt. Dencke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Wercke anderer doppelt und dreyfach geniesen kann; so wirst Du wohl nicht einen glücklichern dencken können. So ist Oeser und was müsste ich Dir nicht sagen wenn ich sagen wollte, was er ist."



VII

Lieder und dramatische Arbeiten

In seinen Leipziger Liedern hat Goethe zum ersten Male das Wesentliche seiner dichterischen Art, seine „Richtung" zum Ausdruck gebracht. Er erzählt, wie er sich gezwungen sah, „Alles in sich selbst zu suchen" und, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, „in seinen Busen greifen mußte". Bekannt und berühmt sind die Worte, mit denen er sein poetisches Schaffen dahin charakterisiert: dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen: „Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession". Die Leipziger Dichtungen, neben den Liedern auch die Dramen, stehen unter dem Zeichen dieses Bekenntnisses. In ihrem Mittelpunkt steht die „Kleine Heilige", die unter all den Menschen, mit denen der junge Dichter in Leipzig befreundet wurde, zu einer der lebensvollsten Gestalten geworden ist. Jene Lieder — „Knospen und Blüthen, die der Frühling 1768 trieb" nennt sie Goethe in einem Briefe an Frau von Stein 1776 — haben die Jugendgeliebte unsterblich gemacht. In ihren Bildern und in ihrem Anschauungskreis wurzeln diese poetischen Ergüsse in dem Leipziger Boden, den der junge Dichter auf einsamen Spaziergängen kennen lernte, auf denen er nach Kleists Ermahnungen nicht müßig war, sondern „auf die Bilderjagd ging". Hier war es, wo allmählich „das Kleinleben der Natur" einen großen Eindruck auf sein empfängliches Gemüt machte: die stilleren Züge in der Natur, das intimere Leben der Tiere und Pflanzen, die schärfere Beobachtung der landschaftlichen Stimmung, in der sich zuzeiten Liebesfreud und Leid widerzuspiegeln schienen. Es fällt nicht schwer, in den Liedern solche Beziehungen zur landschaftlichen Umgebung der Stadt zu entdecken. Schon im

Frühjahr 1766, noch bevor Käthchens Liebe ihn beglückte, sucht er in der Vereinsamung und in der Mißstimmung, die sich seiner damals bemächtigt hatte, Trost draußen in Gottes freier Natur:

Es ist mein einziges Vergnügen
Wenn ich entfernt von jedermann
Am Bache bei den Büschen liegen
An meine Lieben denken kann.

Von Frankfurt aus deutet der Dichter dann selbst auf diese Spaziergänge hin „wenn ihn sein böses Mädchen plagte", wenn er am Wasser entlang, über die Auen und durch die Wälder nach Dölitz zog, früh beim Morgengrauen Friederike Oesers teilnehmendem Herzen sich zu vertrauen:

Auf Deinen Feldern, die Du liebst,
Die Du mir oft so schön beschriebst.
Da ging ich wie in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht,
Vom Morgenstrahl geschminkt und sucht und fand Dich nicht.

Über diesen Leipziger Dichtungen und Jugendarbeiten hat in ihrer Mehrzahl ein mißgünstiges Geschick gewaltet: die Ungnade des Dichters, der „nach manchem Kampfe eine so große Verachtung auf die begonnenen und geendigten Arbeiten warf", daß er Poesie und Prosa, Skizzen und Entwürfe eines Tages auf dem Küchenherde verbrannte. Die Hoffnung, die er an seine dichterische Begabung knüpfend von Frankfurt mitgebracht hatte, war in Leipzig bald herabgestimmt worden, und etwas kleinlaut klingen die improvisierten Verse an Freund Riese vom April 1766, in denen er seinen Mißerfolg eingesteht:

Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reichten...
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.

Wir hören, daß die scharfe Kritik, die von Professor Clodius an seinem Gedicht auf die Hochzeit seines Frankfurter Oheims, in dem er „den ganzen Olymp versammelt hatte", geübt wurde, ihm allen Mut nahm und er „ein halbes Jahr Zeit brauchte, bis er sich wieder erholen und auf Befehl seines Mädchens einige Lieder verfertigen konnte". Die Briefe an die Schwester und an Behrisch lassen auf einzelne solcher Schöpfungen dem Namen und Inhalt nach schließen; beiden hat er gelegentlich auch

kleine Proben mitgeteilt, doch ist er besorgt, daß etwas in die Öffentlichkeit dringen könne: Cornelia möge seine Produktionen guten Freunden zeigen, solle aber keinesfalls eine Abschrift machen lassen. Eine Ausnahme hiervon hat er später von dem lyrischen Zyklus gemacht, der unter dem Namen der Leipziger Lieder bekannt geworden und abgesehen von einigen schwächeren Nummern in Form, Empfindung und Stimmung das Schönste ist, was uns aus den Leipziger Jahren erhalten ist. Diese Lieder, von denen Goethe selbst Abschriften hat anfertigen lassen, um sie zu ver-

Lieder
mit Melodien
Mademoiselle
Friederiken Oeser
gewiedmet
von
Goethen

schenken, sind uns in verschiedener Fassung überkommen: in dem handschriftlichen Liederbuch, das sich in der Hirzelschen Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek befindet, und in den „Neuen Liedern in Melodien gesetzt von Bernh. Theodor Breitkopf", die 1769 (vordatiert 1770) im Buchhandel erschienen sind. Das handschriftliche Liederbuch, das von einer geübten Schreiberhand herrührt, ist ein Heft von sieben Bogen in kleinem Querfolio. Der um die Goethe-Forschung hochverdiente Salomon Hirzel hat es am Tage vor Goethes hundertstem Geburtstage, am 27. August 1849, wie ein von Zeugen beurkundeter Eintrag in dem Buche angibt, von Gottlieb Wilhelm Geyser in Leipzig-Eutritzsch gekauft. Auch wenn

das Buch sonst keine Widmung enthielte, so würden wir aus diesem Namen auf die Herkunft, auf die Familie, aus der es stammt, schließen können: Geyser war der Sohn von Wilhelmine Oeser, der Neffe von Friederike. Die Handschrift gibt uns aber die Widmung selbst, und zwar von Goethes eigner Hand: „Lieder mit Melodien Mademoiselle Friederiken Oeser gewiedmet von Goethen". Von ihm rührt auch die nachträglich eingeschriebene Angabe des Tempos her. Das Heft enthält folgende zehn Lieder: Amors Grab, Wunsch eines kleinen Mädgen, Unbeständigkeit, Die Nacht, An Venus, Der Schmetterling, Das Schreyn, Liebe und Tugend, Das Glück, Die Freude. Unsere Abbildungen geben außer der Widmung zwei Seiten wieder: den Text des Liedes „Das Glück" und die gegenüberstehende Melodie. Um die Wandlung, die der erstere erfahren hat, an einer Probe darzulegen, mag hier der zweite Vers in der Fassung folgen, wie sie in das gedruckte Breitkopfsche Liederbuch und später in die Werke übergegangen ist:

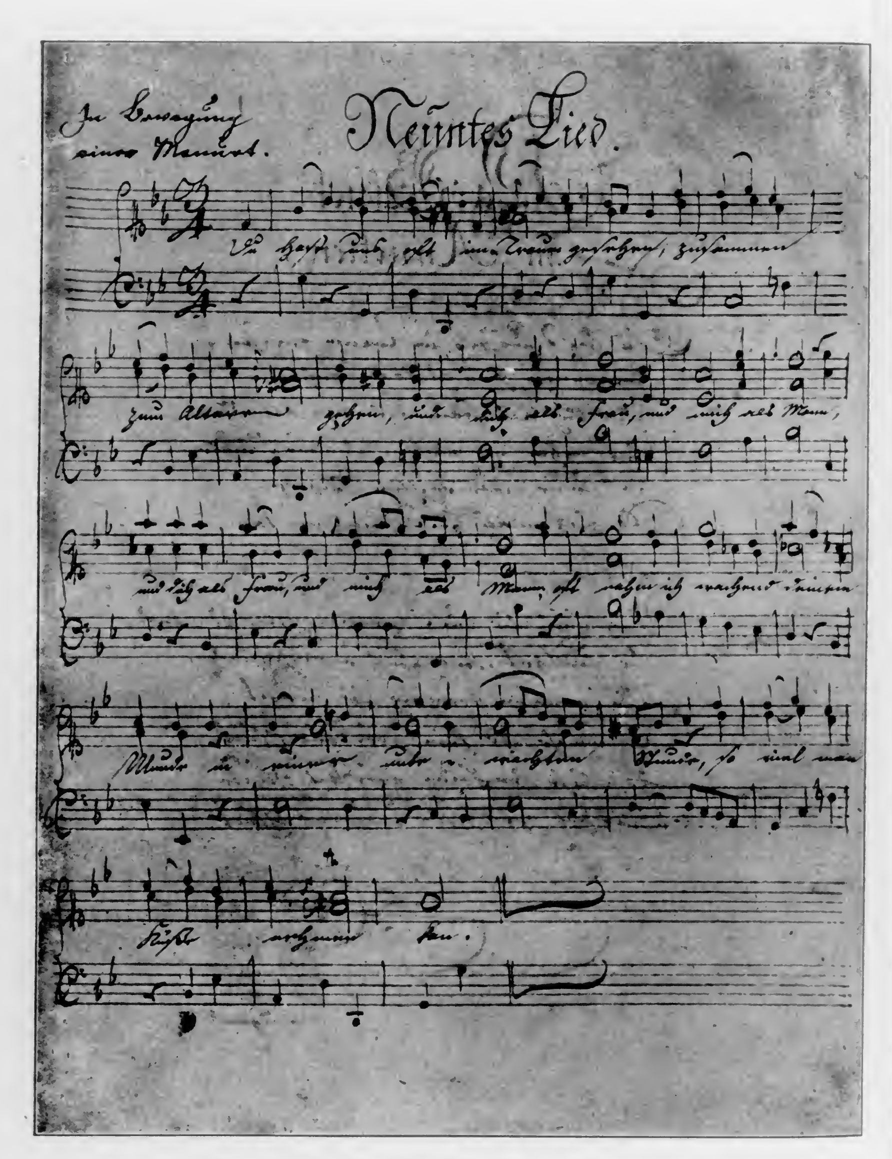
Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

In einem langen Briefe an Friederike aus Frankfurt vom November 1768 erfahren wir Näheres über die Entstehung der Liedersammlung:

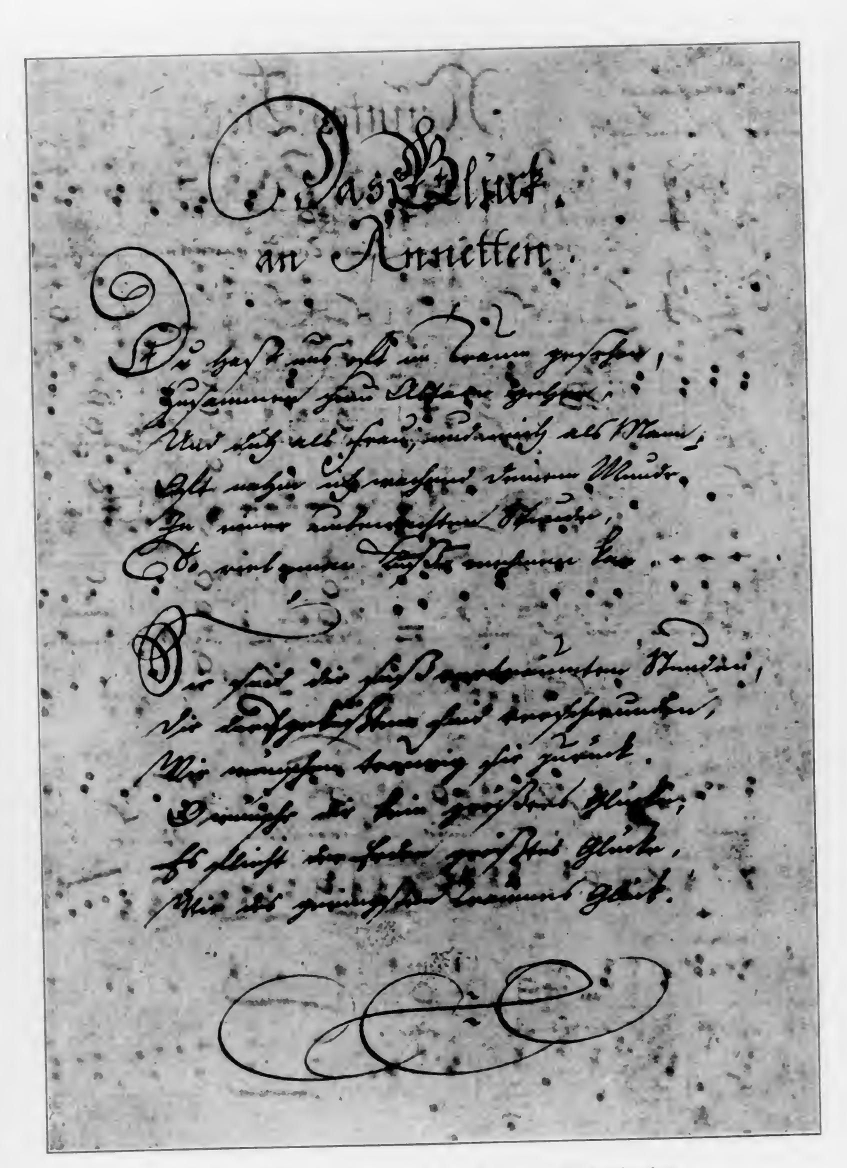
Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim.

Das Friederike gewidmete Liederbuch muß erst in Frankfurt zusammengestellt und erst von da aus mit der Widmung versehen nach Leipzig gesandt worden sein. Denn die Verse, die sich in dem genannten poetischen Briefe finden, können nicht anders als Begleitworte zu dem Liederbuche aufgefaßt werden:

Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine seelge Wohnung;
So nimm sie mit;
Und sing sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang,
Dann denck an mich, und sage: dorten
Am Flusse wartete er lang. —



Noten aus der Handschrift des Leipziger Liederbuches



Text aus der Handschrift des Leipziger Liederbuches

Die Kompositionen werden demnach im Laufe des Jahres 1768 entstanden sein. Nach Goethes Briefe vom Februar 1769 haben nicht alle Lieder Friederikens Beifall gefunden: „Meine Lieder, davon ein Theil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu missfallen, werden mit Melodien auf Ostern gedruckt . . ." In dieser Gestalt, mit den Kompositionen von Bernhard Theodor Breitkopf, ist das Liederbuch bekanntgeworden; Goethes Name ist aber auf dem Titelblatte nicht genannt. Das ebenfalls aus kleinem Querfolio bestehende Album umfaßt zwanzig Lieder mit ebenso vielen Melodien. Die Kritik sprach sich günstig aus. Zwar scheint Goethe Breitkopfs Talent nicht allzu hoch geschätzt zu haben, denn schon im Mai 1767 schreibt er an Cornelia: „Mons. Breitkopf n'aiant pas beaucoup de talens, pour le tendre," doch urteilte Hiller als der berufenste Kenner günstig: „Diese Liedersammlung hat vor anderen den Vorzug, daß die Texte alle unbekannt sind, und von einem Dichter herrühren, der sie nirgends vorher hatte drucken lassen. Ihre Zahl beläuft sich auf zwanzig Stück, und wenn man sie lieset, wird man gestehen, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle. Sie verdienten, in einer Sammlung bekannt gemacht, und so artig componiert zu werden, als hier vom Herrn Breitkopf geschehen ist, von dessen musikalischem Genie wir ohnlängst die ersten Proben in einer Sammlung von Menuetten und Polonaisen gesehen haben."

Der Zeit nach um etwa ein Jahr älter als dieses längst bekannte Leipziger Liederbuch ist eine kleine nach der Geliebten genannte Gedichtsammlung, über deren Entstehung wir aus Dichtung und Wahrheit so mancherlei erfahren, die uns aber ein günstiges Geschick erst vor einigen Jahren wiedergeschenkt hat. Der Leser wird sich erinnern, daß Behrisch an Goethes „eigenen Sachen" lebhaften Anteil nahm, daß er sie „mit Nachsicht" beurteilte und den jungen Freund gewähren ließ, „nur unter der Bedingung, daß er nichts drucken lassen sollte". Dafür versprach er die Stücke, die er für gut hielt, selbst abzuschreiben, um sie in einem schönen Bande ihm selbst zu verehren. Dieses Manuskript hat Behrisch tatsächlich zusammengebracht. „Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichts eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte." Goethe nennt diese Liedersammlung nach seinem Mädchen schlechthin die „Annette". Im August 1767 sind es „douze pieces qui seroit ecrites en pleine magnificence, inconnue jusque

lors au monde, sur 50 feuilles in octavo minore, et que le titre seroit Annette en depit de grecs qui avoit donne les noms des neuf muses aux IX Livres d'Herodote..." Auf dieses Bekenntnis hin ist Cornelia offenbar begierig geworden, diese Lieder kennen zu lernen. Sie muß sich indessen zunächst in Geduld fassen: „Ich schickte euch gern die Annette, wenn ich nicht befürchten müßte, daß ihr mir sie abschriebt. Bis hierher hat es zwölf Leser und zwo Leserinnen gehabt, und nun ist mein Publicum aus. Ich liebe gar den Lärm nicht." Erst die Weimarische Ausgabe von Goethes Werken hat das Buch „Annette" den Freunden des Dichters mitgeteilt. Es ist mit dem Nachlasse des Fräuleins von Göchhausen (gest. 1807), der Hofdame der Herzogin Anna Amalie, 1894 durch Stiftung ins Goethe- und Schillerarchiv gelangt; Goethe hat es jener wohl selbst einmal geliehen und vergessen, es zurückzuverlangen. Das Manuskript ist in einen feinen Franzband gebunden und umfaßt 99 Seiten. Der Titel, zierlich in Fraktur geschrieben, lautet ANNETTE; Ort und Zeit: Leipzig 1768. Dem Titel schließt sich auch die Widmung an:

An Annetten

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die Du mir Gottheit, Muse,
Und Freund mir bist, und Alles,
Dieß Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Zu den zwölf Nummern kommen noch sechs epigrammatische Kleinigkeiten hinzu, unter diesen auch „Das Schreien", das aus Friederikens Liederbuch bekannt ist. Von den übrigen Nummern ist die Ode an Zachariä und das Lied „An den Schlaf", das wir auf S. 125 in Faksimile wiedergeben, bekannt.

In dem großen Rahmen der Goetheschen Lyrik haben diese Jugendlieder einen schweren Stand, namentlich verglichen mit den Gedichten der Straßburger und der Frankfurter Zeit. Bei diesem Vergleich darf man nicht vergessen, daß diese Jugendlyrik von einem Achtzehnjährigen stammt und daß auch Goethes Muse von Stufe zu Stufe gestiegen ist. Betrachten wir diese Leipziger Lyrik an sich, so ergibt sich, daß im Grundton der Empfindung die beiden Liedersammlungen insofern voneinander abweichen, als die Gedichte der „Annette" eine ungleich größere sinnliche Leidenschaft als

jene im Leipziger Liederbuch atmen. Die beiden Erzählungen, „Kunst die Spröden zu fangen", der „Triumph der Tugend", die Ode an den Schlaf mit der Schlußstrophe sind, wenigstens im Hinblick auf die Person der Geliebten, in ihrer Moral nicht ganz einwandfrei, wenn auch nach dem Geschmacke der Zeit weniger bedenklich als für unser modernes Empfinden. Dieses sinnliche Verlangen äußert sich weniger in den Liedern für Friederike Oeser, allein das zartbesaitete Mädchen scheint an manchen Stellen und Wendungen Anstoß genommen zu haben. Und doch finden sich unter all diesen Jugendliedern jener von Liebeslust und Leid erfüllten Zeit an Gedanken und in der Form so köstliche Erzeugnisse echter Lyrik, daß wir dem Geschick dankbar für ihre Erhaltung sein wollen. Schöner und tiefer empfunden konnte ein Bekenntnis überhaupt nicht aus dem Herzen fließen, als der Epilog zu der „Annette" aus dem August 1767:

Seyd, geliebte, kleine Lieder
Zeugen meiner Fröhlichkeit;
Ach sie kömmt gewiß nicht wieder,
Dieser Tage Frühlingszeit.

Bald entflieht der Freund der Scherze,
Er, dem ich euch sang, mein Freund.
Ach, daß auch vielleicht dieß Herze
Bald um meine Liebste weint!

Doch, wenn nach der Trennung Leiden
Einst auf euch Ihr Auge blickt,
Dann erinnert Sie der Freuden,
Die uns sonst vereint erquickt.

Aus der Liebe zu Käthchen Schönkopf ist bekanntlich auch die älteste der erhaltenen dramatischen Arbeiten Goethes, das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" hervorgegangen, die Neubearbeitung eines bereits in Frankfurt entstandenen älteren Stückes in Alexandrinern, der „Amine", deren „Charakter das ganze Ding verunstaltete". Der Gedanke des Stückes selbst war nicht neu. Gellert hatte ihn in einem aus dem Jahre 1744 stammenden Schäferspiel „Das Band" behandelt, dessen Moral die Frage lehrt: „Was macht die Liebe? Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe!" Aber Gellert hielt später von dem harmlosen Stücke nicht allzuviel und er meinte in einem Vorberichte zu einer späteren Ausgabe seiner Werke: „Es wird jungen Dichtern zum Beispiel dienen können, wie die Schäferspiele nicht sein und warum sie anders sein sollen". Goethe blieb bei der Grundidee des Stückes, „Die Liebe lehrt mich klagen, Liebt ich dich nicht so sehr ich würde dich nicht plagen," aber die Ausführung im einzelnen baut sich nicht auf der Reflexion eines naivfrommen Dichters auf, sondern auf der siedenden Leidenschaft eines lebensfrohen jugendlichen Poeten, dessen Neigung tief in einem Selbsterlebnis begründet und darum durchaus persönlich empfunden ist. Also

ein Selbbekenntnis in dem Sinne, in dem der Dichter seine Werke verstanden wissen will. Die Entstehung fällt in das Jahr 1767. Im Mai erhält Cornelia „ein unvollendetes Schäferspiel", das sie lesen, aber zurücksenden soll. Das geschieht: Cornelia hat mit anderen daran Gefallen gefunden „ob sie gleich alle die darinn überfließenden Fehler bemerkt hat". „Dem habe ich abgeholfen, da ich ihr (der Hauptheldin) bey ihrer Zärtlichkeit, ein gewisses Feuer, eine Liebe zur Lust gab, die sie interessanter


An den Schlaf.

Von ihr dann unzertrennlich wärmt
den jungen Busen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt.
Er liebet mich, denn lieben mich die Musen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

Der du mit deinem Mohne
Selbst Götteraugen zwingst,
Und Bettler oft zum Throne
Zum Mädgen Schäfer bringst,

Aus Behrischs Handschrift der „Annette"

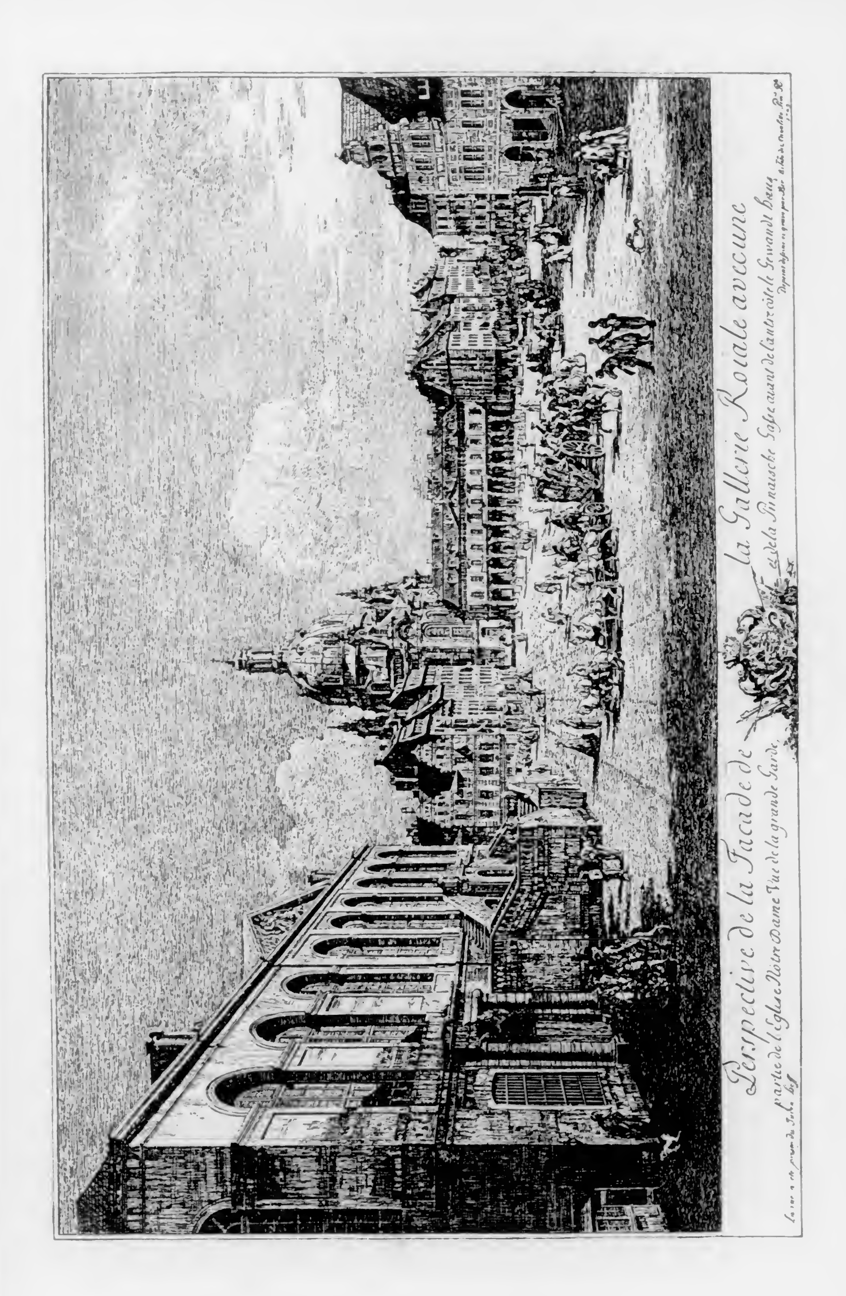
macht. Ich arbeite nun schon acht Monate daran, aber es will noch nicht pariren, ich lasse mich nicht dauern ganze Situationen zwey, dreymahl zu bearbeiten, weil ich hoffen kann daß es ein gutes Stückgen mit der Zeit werden kann, da es sorgfältig nach der Natur copirt ist, eine Sache die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Nach diesem Brief vom 12.—14. Oktober sind die Anfänge in den Februar 1767 zu setzen. Aber schon im Oktober war die erste Fassung so umgeändert, daß Behrisch das Stück, das er bald erhalten soll, „nicht mehr kennen" wird. Anfang Dezember ist es „ziemlich fertig", hat zwar

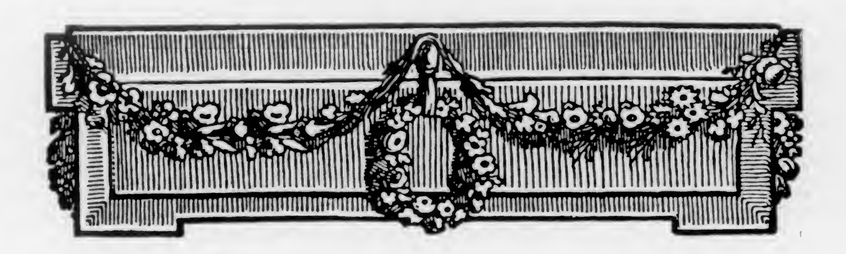
nach einem Briefe aus dem März 1768 wieder „schröckliche Correcturen gelitten", ist aber „seiner Endigung nah". Es fehlt nur noch der letzte Auftritt, der vor der Abreise von Leipzig noch entstanden ist. Goethe hat der Jugendarbeit immer seine wohlwollende Teilnahme bewahrt, ganz im Gegensatze zu jenen Juvenilia, die er den Flammen anvertraut hat. Am 20. Mai 1779 ward die „Launen des Verliebten" von dem Weimarischen Liebhabertheater aufgeführt, Goethe selbst gab die Rolle des Eridon, Corona Schröter die der Egle. Im März 1805 wurde es in Weimar im Hoftheater, zu jener Zeit auch in Breslau und Berlin gegeben. „Hier kommt alles", so schreibt der Dichter damals, „auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen."

Die übrigen dramatischen Arbeiten der Leipziger Zeit sind entweder Entwurf geblieben oder sie haben das Schicksal der Lieder geteilt. In einem Brief an Cornelia vom 7. Dezember 1765 teilt der junge Dichter 20 Verse vom „Versuch einer poetischen Ausarbeitung Belsazars" mit, wozu er den Gedanken aus Frankfurt mitgebracht hatte. Als Versmaß hatte er fünffüßige Jamben gewählt:

> Die Versart, die der große Schlegel selbst
> und meist die Kritiker fürs Trauerspiel,
> die schicklichsten und die bequemsten halten.

Nach dem Brief an Riese vom 30. Oktober 1765 „fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Aufzug fertig". Im November 1767 hat er ein neues Lustspiel „Der Tugendspiegel, in einem Akt in Prosa" angefangen, von dem er Behrisch einen Auftritt in Abschrift schickt. Von Corneilles „Lügner" (le mendeur) beginnt er eine Übersetzung, und weil Christian Felix Weißes „Romeo und Julie", ein Trauerspiel, das unter ungeheurem Beifall aufgeführt worden war, seinem Geschmack nicht entsprach, möchte er wohl einen neuen Romeo machen, aber er meint doch: „Gott bewahre einen für der Idee ihn auszuführen". Auch die „Mitschuldigen" sollen nach Dichtung und Wahrheit in Leipzig entstanden sein, doch tragen die beiden erhaltenen Handschriften die Jahreszahl 1769, und auch aus anderen Gründen ist es wahrscheinlich, daß das Stück erst nach der Rückkehr von Leipzig in Frankfurt geschrieben worden ist, doch liegen sicher Erinnerungen an die Leipziger Zeit zugrunde, denn der Dichter will die „Farce" „Lustspiel in Leipzig" nennen. Auch dieses Stück hat sich trotz seiner nicht unbedenklichen Schwächen bis in die jüngste Zeit auf dem Spielplan der Theater erhalten.





VIII

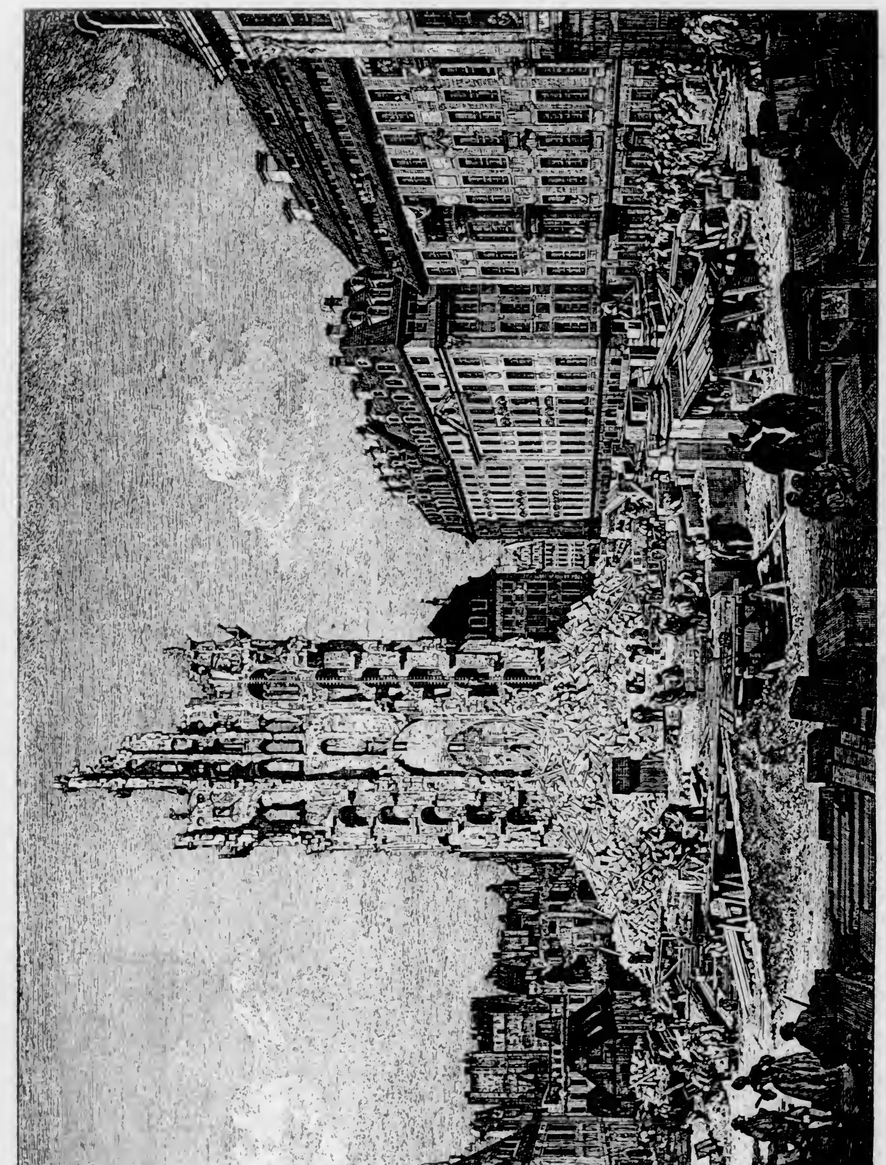
Reise nach Dresden. Abschied von Leipzig

Als eine in das Einerlei des täglichen Lebens Abwechslung bringende Episode fällt in den dreijährigen Leipziger Aufenthalt eine Reise nach Dresden, etwa ein halbes Jahr, bevor unser Dichter Leipzig verließ. Das Datum können wir ziemlich genau aus den Briefen an Behrisch erschließen. Bereits im Oktober 1767 schreibt Goethe an den Freund: „Ich will diesen Winter noch manches studieren, und hernach mit dem Märzen, etwas nach Dresden, und etwas an Dich schicken." Im März aber schreibt er: „Nicht wahr das hättest Du nie vermuhtet, ich binn in Dreßden gewesen, auf zwölf Tage, die Gallerie zu sehen, die habe ich gesehen, was man gesehen heisst." Die Reise muß also wohl in den Februar, spätestens in die erste Woche des März gefallen sein. Die neuesten Forschungen sind auch hier den Spuren des Dichters nachgegangen. Er konnte sich nicht entschließen in einem Gasthofe abzusteigen, sondern er ging zu einem Verwandten seines Stubennachbarn Limprecht, einem Schuster, der ihm wegen seiner Briefe „schon längst höchst merkwürdig geworden". Das soll der Schuhmacher Johann Friedrich Haucke gewesen sein, der in Dresden-Friedrichstadt, Friedrichstraße 5 (das Haus ist noch erhalten), wohnte. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die äußere Veranlassung zu der Reise Oeser zuschreiben, der damit dem Schüler, mit dem er sehr zufrieden gewesen, einen Kunstgenuß ersten Ranges bieten wollte. In dieser Erwartung hatte er sich auch nicht getäuscht, denn nicht nur die Gallerie in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung, vor allem mit ihren Schätzen, sondern die ganze Stadt machte auf den jungen Studenten einen so nachhaltigen Eindruck, daß er sich kurz nach der Rückkehr nach Leipzig Behrisch gegenüber zu der Äußerung versteht: „Dresden ist ein Ort, der herrlich ist, und wenn mirs erlaubt

wäre ein kleines Supplement daran zufügen, so wünsche ich mich nie hinaus."

Die Gemäldegalerie (als Stallgebäude unter Kurfürst Christian I. 1586 bis 1591 errichtet) befand sich damals in dem im Jahre 1729 ausgebauten, in den Jahren 1744 bis 1747 für sie hergerichteten Palaste am Neumarkt, der jetzt unter dem Namen Johanneum bekannt ist und das historische Museum und die Porzellansammlung beherbergt. „Ich trat in dieses Heiligthum", so schildert Goethe in Dichtung und Wahrheit seine Eindrücke, „und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie verguldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien." Das Gebäude war nämlich rechteckig, und die Galerie, nicht allzubreite Korridore, lief an den vier Seiten entlang, so daß man nach dem Rundgange wieder an den Eingang zurückkehrte. Eigentlich waren es aber zwei Galerien, eine äußere, die ihr Licht von der Straße erhielt, und eine innere, die von einem Lichthofe aus beleuchtet wurde. Den großartigen Erwerbungen, die von August dem Starken und seinem Nachfolger August III. gemacht worden waren, war durch den Siebenjährigen Krieg ein Ziel gesetzt worden. Als im Herbste 1763, nach Beendigung des Krieges, der kunstsinnige Friedrich Christian zur Regierung gelangt war, durfte man hoffen, daß auch für Kunst und Wissenschaft eine neue Zeit kommen werde; aber nur bis Weihnachten hat der hoffnungsvolle Kurfürst regiert. Er starb an den Blattern, und die Sammlung alter Meister blieb bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, was sie war.

Goethe schildert den zerstörten und verödeten Zustand Dresdens, der als Folge des Siebenjährigen Krieges tiefen Eindruck auf ihn machte: „Die Mohrenstraße im Schutt, sowie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesäet; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und



Die zerstörte Kreuzkirche in Dresden
Radierung von Canaletto

bombenfest erbaut hatte. Der gute Sakristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: ‚Das hat der Feind gethan!'" Unsere beiden Abbildungen ermöglichen uns einen Blick in das damalige Dresden. Es sind zwei Radierungen von Bernardo Belotto, genannt Canaletto (geb. 1720 in Venedig), der seit 1774 in Dresden tätig war und uns in einer Reihe von Ölgemälden, von denen die meisten die königliche Gemäldegalerie besitzt, sowie in einer Folge radierter



Christian Ludwig von Hagedorn
Gemälde von Anton Graff

Blätter die Stadt in ihrer Glanzzeit, aber auch in dem Zustande, in dem Goethe sie kennen lernte, erhalten hat. Das eine Blatt zeigt den Neumarkt mit der Frauenkirche, links sieht man das damalige Galeriegebäude mit seiner großen Freitreppe; das zweite die Ruinen des Kreuzturmes, der bei der Beschießung durch die Preußen am 19. Juli 1760 einstürzte, und zwar auf das Dach der Kirche, die ebenfalls ein Trümmerhaufen wurde. Der Grundstein der neuen Kirche, die auf dem Bilde im Bau begriffen ist, wurde im Juli 1764 gelegt, ein Jahr darauf stürzte die

hintere Wand des alten Turmes, den man ausbessern wollte, ein; der Turm mußte infolgedessen nun abgetragen werden.

Als einen besonderen Gewinn betrachtete Goethe die Bekanntschaft mit dem bekannten Christian Ludwig von Hagedorn (1713—1780), der, ein geborener Hamburger und Bruder des Dichters, ein vielseitig gebildeter Mann, der verständnisvolle Leiter der sämtlichen sächsischen Kunstanstalten und Begründer der beiden Akademien in Dresden und Leipzig war. Er war ein Freund Winckelmanns und Verfasser der vielgelesenen „Betrachtungen über die Malerei". Seine Gemäldesammlung, in die Goethe Zutritt erhielt, kam nach seinem Tode nach Dänemark.

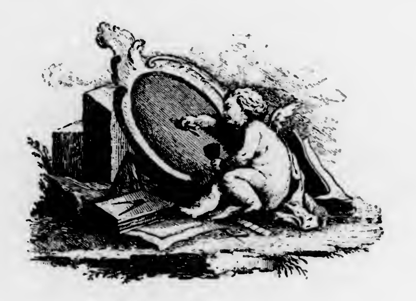
Nach der Rückkehr von Dresden hat Goethes Aufenthalt in Leipzig noch ein halbes Jahr gewährt, eine Zeit, die auf seinen durch Laune und Mißmut erregten Zustand vielleicht lindernd und beruhigend wirkte, in der aber seine Gesundheit einen schweren Stoß erhielt. Das Verhältnis zu Käthchen hatte sich insoweit äußerlich geklärt, als beide sich fortan nur noch in Freundschaft, nicht mehr in Liebe gehörten. Die Aussprache war erfolgt, der „schröckliche Zeitpunkt", der vor dieser wie ein Alp auf den Gemütern lastenden Erklärung lag, war vorüber: der Dichter gehörte wieder sich selbst, und Käthchen war frei, der Werbung eines andern zu folgen. „Nun kenne ich erst das Leben", schreibt Goethe Ende April an Behrisch. Aber ein tückisches Geschick wollte es, daß gerade die letzten Monate die Erinnerung an die durch heitern Lebensgenuß und Freude am Dasein verschönten Jahre getrübt haben. Seine Gesundheit war schon seit einiger Zeit nicht im besten Zustande. Mancherlei Ursachen werden hierfür von ihm selbst angegeben: eine gewisse Hypochondrie, die von Haus aus vorhanden war und „in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben" eher zu- als abgenommen hatte, die Betrübnis über den Tod Winckelmanns, zu der vielleicht auch die Aufregung über die Trennung von der Geliebten hinzukam. Die im Sinne von Rousseaus nicht verstandenen Anregungen vorgenommene Abhärtung, Verderbnis des Magens durch das in Leipzig beliebte Merseburger Bier, eine Verletzung der Brust, die er vor drei Jahren in Auerstädt sich zugezogen, der Sturz mit einem Pferde, der die Schmerzen noch verschlimmert hatte, sollen hinzugekommen sein. Andere Ursachen mögen noch mehr mitgesprochen haben, denn er hatte das Leben in Leipzig genossen. In einer Julinacht erwachte er mit einem Blutsturze, infolgedessen er mehrere Tage zwischen Leben und Tod schwebte. Zwar gelang es dem im Breitkopfschen Hause wohnenden, schnell herbeigerufenen Doktor Reichel die Gefahr zu beseitigen, aber der Zustand forderte doch

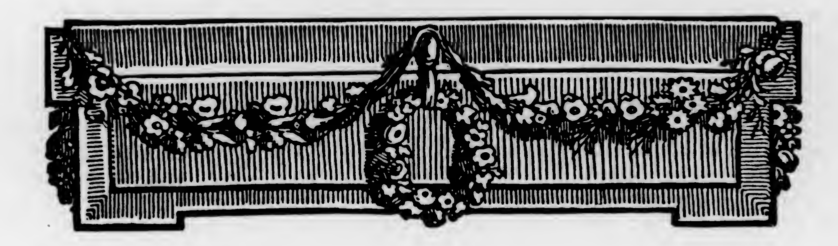
große Ruhe und blieb zunächst nicht unbedenklich. Denn alles schien auf eine Erkrankung der Lunge hinzudeuten, eine Gefahr, die für das jugendliche Alter, in dem unser Dichter damals stand, doppelt groß gewesen wäre. Seine gute Natur hat diesen Ansturm glücklich überwunden, wenn es auch geraumer Zeit bis zur völligen Genesung bedurft hat. Getröstet und erquickt hat ihn aber in jenen leidensvollen Tagen die Liebe und Freundschaft der Menschen, in deren Hause er verkehrt, denen er lieb und wert geworden, denen sein sonniges Gemüt und seine Lebenslust manche heitere Stunde gebracht hatte. So erntete er hier, was er gesäet hatte, und diese Liebe, die der bejahrte Dichter, als er seine Lebenserinnerungen niederschrieb, noch so dankbar empfunden hat, bildet den versöhnenden Abschluß für das äußerlich bittere Leid beim Abschiede von Leipzig. An seinem Geburtstage, am 28. August 1768, verließ er die Stadt, in der er drei Jahre seines inhaltsreichen Lebens verbracht hatte. „Es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte". Er schied aber nicht für immer von Leipzig, und das augenblickliche Leid, das damals sein junges Herz erfüllte, hat in späteren Jahren seine Erinnerung nicht getrübt. Wenn er später wiederkehrte, so hat er vielfach liebe Beziehungen aus seiner Studentenzeit wieder aufgenommen, alte Freunde besucht, neue sich gewonnen. Geschäfte führten ihn wiederholt nach Leipzig, auch auf Reisen, bei denen er gelegentlich die Stadt berührte, suchte er an alte Beziehungen anzuknüpfen. Durch freundliche Vermittler in Leipzig hat er später seine eigenen Sammlungen von Kunstblättern großenteils zusammengebracht, 1820 hat er bei dem Söhnchen eines Verehrers in Leipzig, freilich ohne persönlich anwesend zu sein, Patenstelle übernommen. In den Tagebüchern des Dichters sind diese Besuche der Stadt, meist mit Angabe vieler Einzelheiten, verzeichnet. Das letztemal, wo er hier weilte, war im ereignisvollen Jahre 1813, am 18. April. Dem Dreiundsechzigjährigen stiegen da wieder Erinnerungen aus der Jugendzeit auf: „Spaziergang durch die Stadt und die locos classicos besucht" heißt es im Tagebuch.

Auch brieflich hat er bis an seinen Tod, also zwei Menschenalter hindurch, mit Freunden in Leipzig in freundschaftlicher, wissenschaftlicher und geschäftlicher Verbindung gestanden. Wenn Otto Jahn einst schrieb: „Leipzig hat Goethe nicht den Lorbeer ins Haar gewunden, aber noch hat der Blumenstrauß, den der Jüngling hier gepflückt, unvergänglich frischen Duft" — so meinen wir in Zuversicht, daß dieser Duft, der uns so oft erquickt hat, für alle Zeiten den kommenden Geschlechtern in unvergänglicher Frische sich erhalten wird.

Der Name Goethe hat aber für Leipzig über die Person des Dichters und über seine langjährigen Beziehungen zur Stadt und ihren Bewohnern hinaus noch eine besondere geschichtliche Bedeutung. Wir hörten am Anfang dieses Buches, daß Johann Caspar, des Dichters Vater, in Leipzig einige Jahre studiert hatte, aus der Geschichte der Familie erfahren wir aber auch, daß der stolze Name, dessen unendlicher Klang die Welt erfüllt, in Leipzig erloschen ist. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1883 starb hier Wolfgang von Goethe, der zweite Enkel des Dichters (geb. 1820), der mit seinem älteren Bruder Walther die letzten Lebensjahre in Leipzig verbrachte. Dieser, der älteste Enkel des Dichters (geb. 1819), verschied hier am 13. April 1885 — der letzte seines Namens. Drei Generationen des großen Mannes sind sonach mit Leipzig verbunden, das ein besonderes Anrecht auf den Ruhmestitel einer Goethestadt besitzt.

Des Dichters Denkmal, ein Werk Meister Karl Seffners, schmückt seit dem Juni 1903 den Naschmarkt. An dem Sockel sind die Reliefköpfe der beiden Frauengestalten angebracht, von denen in diesem Buche manches erzählt worden ist. Die Figur selbst stellt den jugendlichen Dichter dar, wie er seinen Gedanken nachhängend einsam seine Wege geht. Dem jungen Goethe, nicht dem auf seiner Ruhmeshöhe stehenden Altmeister, ist das Monument geweiht: es soll ein Zeugnis dafür sein, daß die drei Jahre seiner Leipziger Studienzeit einen Abschnitt bedeuten, den die Stadtgeschichte mit besonderer Auszeichnung verzeichnet.





Übersicht über die wichtigste Literatur

Goethes Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Berlin o. J., Gustav Hempel.

Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 1. Aufl. 1849. 2. Aufl., Leipzig 1867.
Das unter dem Namen desselben Verfassers Leipzig 1909 im Xenien-Verlag erschienene Buch „Goethe und Leipzig" ist ein unveränderter Neudruck von drei Kapiteln des genannten Werkes und kein selbständiges neues Buch.

Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. 1. Band. Leipzig 1909.

[Goethe]. Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig 1770. Lithographische Nachbildung der Originalausgabe. Leipzig, Inselverlag.

Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Herausgegeben und erläutert von Eugen Wolff. Oldenburg und Leipzig o. J.

Fünfzehn Briefe Goethes an seine Schwester, 21. Juni 1765 bis 14. Oktober 1767, und einundzwanzig Briefe Goethes an Behrisch, Oktober 1766 bis Mai 1768, aus dem Goethe-Archiv zum erstenmal veröffentlicht von Ludwig Geiger im Goethe-Jahrbuch, 7. Band, S. 3ff. und im ersten Bande der Weimarischen Ausgabe (Werke 4. Abt.).

Annette von Goethe. Neu herausgegeben nebst einem Anhang aus dem Leipziger Liederbuch von Hans Landsberg. Berlin o J. („Das Museum" Bd. 3).

v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages von Goethes Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. 2 Teile. Leipzig 1865.

Benndorf, Zwei vergessene Leipziger Goethestätten. Das ehemalige Hahnemannsche Gut und der Große Kuchengarten. Leipzig 1922.

Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873.

Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze [I. Folge]. Leipzig 1885. (10. Abschnitt: „Goethiana".)

Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte. Ein Atlas zur Geschichte des Leipziger Stadtbildes im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1891.

Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig für Alt und Jung. Leipzig 1897.

Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs. Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig. 2 Bände. Leipzig 1889 und 1895.

Franz Wilhelm Kreuchauffs Schriften zur Leipziger Kunst 1768 bis 1782. (Leipziger Neudrucke, herausgegeben von G. Wustmann, 2. Bändchen). Leipzig 1899.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst ans Licht gestellt [von Friedrich Zarncke], Leipzig 1879.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den „Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern". (Leipziger Neudrucke, herausgegeben von G. Wustmann. 1. Band, Leipzig 1897.)

Friedberg, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1898.

Liebmann, Festgabe der Deutschen Juristen-Zeitung zum 500 jährigen Jubiläum der Universität Leipzig. Berlin 1909.

Die Universität Leipzig 1409—1909. Gedenkblätter zum 30. Juli 1909. (Festschrift des Preß-Ausschusses der Jubiläums-Kommission.)

Katalog der Universitäts-Jubiläumsausstellung [im alten Leipziger Rathause]. Leipzig 1909.

Vogel, Käthchen Schönkopf. Eine Frauengestalt aus Goethes Jugendzeit. Leipzig 1920.

Pallmann, Johann Adam Horn. Goethes Jugendfreund. Leipzig 1908.

Wustmann, Der Wirt von Auerbachs Keller. Dr. Heinrich Stromer von Auerbach. 1482—1542. Leipzig 1902.

Kroker, Doktor Faust und Auerbachs Keller. Leipzig 1903.

Dürr, Adam Friedrich Oeser. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1879.

Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig. II. 1906. Seite 123 ff.: Aus Briefen Friederike Oesers.

Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges vgl. Witkowski, Goethe-Jahrbuch, 15. Band, Seite 206 ff., und Günther in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer", 9. Band, 1. Heft, Seite 1 ff.

Fränkel, Des jungen Goethe schwere Krankheit. Sonderabzug aus der Zeitschrift für Tuberkulose. Band 15. Leipzig 1910.

Hansen, Goethes Leipziger Krankheit und „Don Sassafras". Leipzig 1911.

Stübel, Goethe, Schuster Haucke und der Ewige Jude. Dresden 1920.

Verzeichnis der Abbildungen



